"Etwas und nicht alles aus meiner bisherigen Lebensgeschichte ..." : Die Autobiografie des Gossauer Arztes Franz Anton Justin Schildknecht (1778-1838)

Autor(en): **Göldi, Wolfgang**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Oberberger Blätter**

Band (Jahr): **- (2008-2009)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-946677

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«ETWAS UND NICHT ALLES AUS MEINER BISHERIGEN LEBENSGESCHICHTE ...»

DIE AUTOBIOGRAFIE DES GOSSAUER ARZTES FRANZ ANTON JUSTIN SCHILDKNECHT (1778–1838)

WOLFGANG GÖLDI

1808 kehrte der Gossauer Franz Anton Justin Schildknecht nach Abschluss seiner medizinischen Studien in seine Heimat zurück und nahm hier seine Tätigkeit als «Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer» auf. Ein Jahr später, 1809, fing er mit dem Abfassen einer Autobiografie für «sich und [die] vertrauten Seinigen» an, die er in den folgenden Jahren unregelmässig bis 1838 fortführte[1]. Der grössere Teil – rund 45 von 81 Seiten des Manuskripts –, verfasst 1809, blickt ausführlich auf seine Herkunft, Jugend und seine Ausbildung zurück. Der zweite Teil, begonnen 1811, umfasst den Zeitraum 1810 bis 1838.

Die Autobiografie bringt uns die bewegte Zeit der Jahre 1798 bis 1831 näher. Mit dem Einmarsch der Franzosen 1798 brach die alte Herrschaft zusammen, aus Untertanen wurden gleichberechtigte Bürger. Die Besetzung des Landes durch die Franzosen und der Kampf zwischen Frankreich und den Koalitionsmächten Europas in der Schweiz hinterliessen auch in Gossau Spuren. Wie für andere Gemeinden brachten diese Kämpfe für Gossau, insbesondere durch Einquartierungen französischer und österreichischer Truppen, eine grosse Last und Not. Die Aufzeichnungen bringen zudem interessante Einblicke in die ersten drei Jahrzehnte der Geschichte des1803 gegründeten Kantons St.Gallen. Insbesondere sind die Unruhen von 1814, die Teuerung und Hungersnot von 1816/1817 sowie die Auseinandersetzungen um die neue Kantonsverfassung von 1831 ausführlicher behandelt. Leider berichtet Schildknecht kaum über seine ärztliche Tätigkeit, die er neben seinen politischen Ämtern fortgeführt zu haben scheint. Über den medizinischen Alltag im Bezirk Gossau bietet der Aufsatz von René Flammer in den «Oberberger Blätter» 2006/2007 mit dem Titel «Medizinischer Alltag im Fürstenland im frühen 19. Jahrhundert» einen anschaulichen und vertieften Einblick. Im Fokus Schildknechts, der verschiedene politische Ämter inne hatte, stehen politische Begebenheiten.

Aus Platzgründen mussten kleinere Kürzungen vorgenommen werden. Sie sind jeweils mit (...) gekennzeichnet. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden mehrheitlich der leichteren Lesbarkeit wegen der modernen Schriftsprache angepasst. Abkürzungen wurden aufgelöst. Ergänzungen sind mit [ ] markiert. Die Zwischentitel stammen vom Herausgeber.

HERKUNFT UND KINDHEIT

Im Jahr 1778, den 1. März, als[o] am damaligen Fasnachtsonntag erblickte ich das Licht der Welt. Mein noch lebender Vater[2], Johannes Schildknecht von Mettendorf, eines Müllers Sohn, mochte damals etliche 30 Jahre alt; die Mutter aber, Anna Maria Schärtlerin[3] von Gossau, eine Wirtstochter aus der «Sonne»[4], beiläufig um fünf Jahre jünger als er sein. (...) Ich kannte leider keinen meiner Grossväter, aber kaum hatte ich meine selige Mutter kennengelernt, so starb sie im Wochenbette, entbunden von meiner nun verheirateten Schwester[5]. (...) Gott habe sie selig! (...) Wegen dem Verluste seiner Gattin, die durch einen kleinen Gewerb mit Zucker, Kaffee, Salz, Mehl, Habermehl und mehreren andern gangbaren Artikeln die häuslichen Bedürfnisse unterstützte, war mein Vater gezwungen, nun eine Haushälterin zu suchen, die auf uns Kinder achtete und ihm seine Arbeiten im Felde und zu Hause erleichtern half. Er wählte eine ledige Bauerntochter von unbescholtenem Rufe. Um diese Zeit war ich stets der Hüter meiner kleinen Schwester. Nach und nach musste ich mich aber angewöhnen, in die Schule und dann auch in die Musikstunde zu gehen.

Bald fand es mein Vater für seine Umstände ratsamer, sich das zweite Mal zu verehelichen als die Haushälterin länger zu behalten. Eine bejahrte Witwe[6] von Oberdorf ward nun meine Stiefmutter. Sie brachte eine Tochter von meinem Alter mit sich. Die gute Frau war strenge Häuslichkeit und rohe Kost gewöhnt, wusste nichts von Bequemlichkeit und gutem Bissen, nichts von besserer Kultur und Education. Es gab zuweilen Feuer in's Dach. Ich rückte indessen in meinen Jahren vor und war ein Wildfang, der gedemütigt werden musste. Von meinem Vater – es sei ihm verziehen – gab's Schläge hart und viel; und meiner Stiefmutter gebührt der Ruhm, dass sie [sich] oft genug meiner Partie annahm. (...) Wenn übrigens mein Vater gut war, so war er es auch ausgezeichnet und es wurde mir im Geheimen manches Gute zuteil. Er freute sich meiner Fortschritte in der Schule, meines Singens

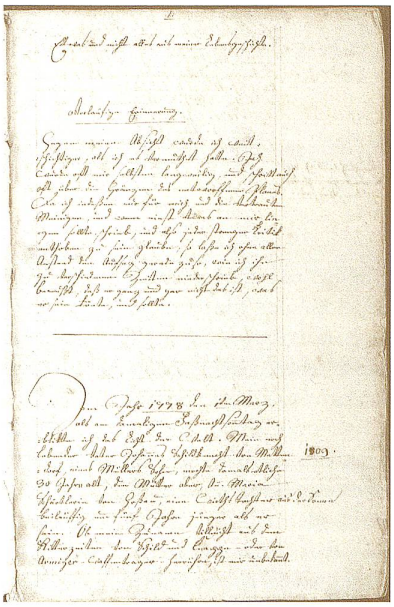
in der Kirche. Ich durfte schon einmal mit auf Einsiedeln gehen. Ausser der Schule konnte ich ihm auch zu Hause schon manchen Dienst versehen. Ich war 11 Jahre alt, als gegen das Ende des Sommers 1789 zu ihm in meiner Gegenwart ein Bote aufs Feld kam, ihm zu sagen, dass man im Kloster Wettingen[7] einen Knaben zum Singen nötig hätte – ob er mich wollte gehen lassen?

IM KLOSTER WETTINGEN

Er fragte nach meiner Lust und ich gab gar bald meine Einwilligung darzu. Noch im gleichen Herbste [1789] wurde die Reise unternommen. (...) Bald war es [das Heimweh] vergessen, aber nun fühlte ich erst, dass ich ein schlechter Sänger war, dass ich zwar musikalisches Gehör hätte, alles was man mit der Violin vorspielte, sehr bald auswendig lernte und nachsang, aber von der Theorie des Singens keine Jota verstand, so gut es auch mein Schulmeister mit mir gemeint hatte. Man hatte indessen sehr viel Geduld, sehr viel Mühe und Arbeit mit mir. Da und dort eine Ohrfeige und andere dergleichen Bagatellsachen durfte ich nicht viel achten. Doch es gelang, mich in meinem Dienste so zu vervollkommnen, dass ich in Wettingen vier ganze Jahre kostfrei blieb. Nebst andern Gegenständen widmete ich mich nach der damaligen Sitte vorzüglich der lateinischen Sprache. (...) Während meinem Aufenthalte im Kloster machte ich auch den Anfang und keinen unbedeutenden Fortgang im Violinspielen, wozu mich aber, wenigstens von Anfang, nur die Furcht und der starke Fiedelbogen meines Herrn Instruktors anzuhalten vermochten. Im Schuljahr 1793 hatte meine Stimme bereits sehr abgenommen. (...) Ich musste Wettingen verlassen. (...) Während meinem Aufenthalte daselbst und auch in der Folge hatte ich sehr vieles meinem Firmpaten, P. Nivard Künzle[8] von Gossau, zu verdanken. Neckereien, über die ich in Briefen an meinen Vater klagte, waren von keinem Belang, wohl aber möchte ich noch an dieser Stelle

FRANZ ANTON JUSTIN SCHILDKNECHT (1778–1838): KURZBIOGRAFIE DES ARZTES UND POLITIKERS

Franz Anton Justin Schildknecht wurde am 1.3.1778 in Gossau als Sohn des Bauers Johannes Schildknecht und der Anna Maria Schärtler geboren. Wegen seiner Stimme und seines musikalischen Talentes fand er mit 11 Jahren Aufnahme im Zisterzienserkloster Wettingen. Hier besuchte er während vier Jahren «kostfrei» die Schule, ab 1793 die Schule im Benediktinerkloster Fischingen, 1797 wurde er hier Novizenkandidat. Der Einmarsch der Franzosen brachte 1798 das Ende seiner Klosterpläne. Nach Gossau zurückgekehrt, trat er bei seinem Vetter, dem Chirurgen J. Bossart, in die Lehre. Nach einem Intermezzo als Soldat auf Seiten der Franzosen bildete er sich zuerst beim Wettinger Klosterchirurgen und später beim Luzerner Arzt und Sanitätsrat Mengis weiter. 1804–1806 finden wir ihn für medizinische Vorlesungen an der Universität in Freiburg im Breisgau; 1806–1808 absolvierte er medizinische Studien in Wien. 1808 kehrte er nach Gossau zurück und erhielt am 23. Juni 1808 von der kantonalen Sanitätsbehörde das Patent als Arzt. Im gleichen Jahr fing er an zu praktizieren. Ende 1812 wählte ihn die Regierung zum Friedensrichter des Kreises Gossau und Vollziehungsbeamten des Distriktes Gossau, 1816–1830 bekleidete er das Bezirkstatthalteramt. Eine 1815 erfolge Wahl zum Mitglied des Sanitätsrates lehnte er ab. 1830 wählte ihn der Grosse Rat zum Appellationsrichter, 1830 wurde er Mitglied der XIX-Kommission und nach deren Auflösung Mitglied des Verfassungsrates. 1831 erfolgte seine Wahl in das neue Kantonsgericht, dem er bis zu seinem Verzicht 1837 angehörte. Von 1815 bis 1833 war er ein einflussreiches Mitglied des Grossen Rates und gehörte auch dem Katholischen Administrationsrat sowie dem Katholischen Kollegium an. Am 15. Februar 1813 verheiratete er sich mit der 1791 geborenen Maria Barbara Gemperli aus Flawil. Alle fünf Kinder starben jeweils kurz nach der Geburt. 1835 zog er sich aus der Politik zurück. Gelegentlich ergriff er in der Folge für den «Sanct Gallischen Wahrheitsfreund» die Feder. Am 14.10.1838 starb er in Gossau an «Auszehrung von rheumatischem Fieber».



Die erste Textseite der 1809 begonnenen Autobiografie von Schildknecht, Kantonsbibliothek St.Gallen, VNL 15.

bemerken, dass die Unschuld der Jugend auch in diesen heiligen Stätten nicht immer unangefeindet blieb. Nun entstand die ernsthafte Frage, wohin mit dem Knaben? (...) Es wurde also ein Versuch im Kloster St.Gallen gemacht, mich um einen leichtern Preis unterzubringen. Aber meine elenden Probstücke im Lateinischen sowohl als in der Musik sollen die leidige Ursache gewesen sein, dass man mir den Eingang in die hochfürstliche Schule verweigerte, wo man stets nach auserwählten Genien haschte.

SCHÜLER UND ANGEHENDER NOVIZE IN FISCHINGEN

(...) Der Zufall und gute Empfehlungen vermochten es endlich, dass mir im Kloster Fischingen noch ein Platz vorbehalten wurde. Ich kam hin und tauschte meine grüne Uniform von Wettingen mit der schwarzen Toga des hl. Benedikts. Mir war nicht ganz gut zu Mute. Die öde, einsiedlerische Gegend, das mehr finstere Benehmen der dasigen Geistlichen gegen jene von Wettingen, die seltenen Lustbarkeiten und die sehr mittelmässige Kost für 26 Batzen[9] in der Woche brachten nicht die beste Stimmung in mir hervor. Es verfloss kein halbes Jahr, als man meinem Vater nach Hause schrieb, sein Sohn wäre schon auf den Entschluss verfallen, nicht länger hier zu bleiben und als der schönen Hoffnung einst in diesem Gotteshause sein Heil zu finden gänzlich zu entsagen. (...) ... Güte und Liebkosungen von allen Seiten vermochten es, dass ich nach Fischingen zurückkehrte, um da meine Studien fortzusetzen. Aber nicht nur dieses, sondern auch noch die zwei folgenden Jahre blieb ich auf der dasigen Schule und trug an den Endprüfungen immer meinen Preis davon. Noch hatte ich, wie meine jungen Kollegen das Schicksal, nicht sehr grosse Fortschritte zu machen und glaube bestimmt, die Ursachen dessen mehr auf der Seite der Lehrer als auf jener der Schüler aufsuchen zu müssen. Mir scheint es, man wäre meistens darauf

Ab 1793 besuchte Schildknecht die Schule der Benediktinerabtei Fischingen; 1797 wurde er Novizenkandidat. Das Bild zeigt das Kloster um 1700, Kantonsbibliothek St.Gallen, VS 51.

bedacht gewesen, nur Rekruten für das Mönchtum zu werben. Nebst dem ewigen Latein wurde besonders die Musik geehrt. Doch fing man auch an, französische Sprache zu würdigen, hatte aber keine Zeit darauf zu verwenden. Ich äusserte vorzügliche Neigung für das Violin, hatte aber einen Professor, der unglücklicher Weise nicht so stark im selbigen als ich war und so musste ich mich mit weniger Beihilfe aus eigenem Triebe und mit ununterbrochener Mühe selbst bilden. Doch für das, was ich sein und dazumal noch werden sollte, war ich gelehrt genug. Man schmeichelte meiner Eigenliebe. Man liess mich nicht unbemerkt. Es wurde mir da und dort etwas Gutes zu teil. Wegen dem Wohlverhalten eures Sohnes, schrieb man auch an meinem Vater, hat der gnädige Herr, der Prälat, sein Kostgeld von 26 Batzen auf 13 Batzen herabgestimmt.

Im letzten Jahre endlich, das ich auf dieser Schule zubrachte, hatte ich bereits das 19te meines Alters erreicht und man spornte von allen Seiten, dass ich mich endlich bestimmter zu einem Berufe entschliessen möchte. (...) Mein Vater, jeder ferneren Auslage überdrüssig, klagte über Mangel und Not. Ich konnte also auf keine Unterstützung rechnen, wenn ich mich auch einem andern Berufe widmen wollte. Hingegen noch ein Jahr im Kloster, so wäre meine Versorgung vollendet, hiess es. Man drang umso und mehr auf die Entscheidung der Sache; ich musste reden und wählte nun nolens volens[10] die beste Aussicht, die mir das Schicksal damals gewährte. Ich wählte Fischingen zu meiner künftigen Ruhstätte. Gross war der Jubel unter den Meinigen, die den jungen Herrn bereits schon am Altare und auf der Kanzel und im Beichtstuhle erblickten. Mein Vater stund am Ziele seiner Wünsche und lobte den Namen des Herrn der Heerscharen, dass er so meine Gesinnungen geleitet hatte.

DAS «MÖNCHSHABIT» WIRD AN DEN NAGEL GEHÄNGT

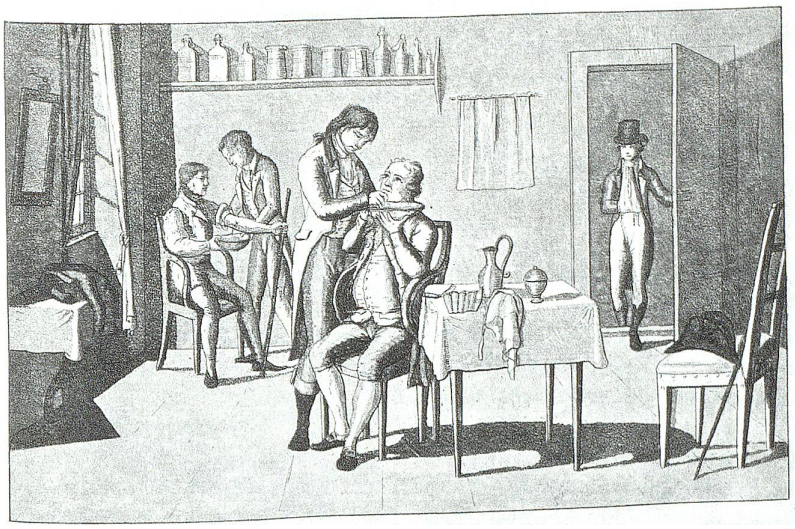
Ich war Kandidat und wurde von nun an nebst zwei andern Kondisciplen [Mitschülern] von der Schule abgesöndert. Uns wurde mehr Bequemlichkeit und eigene Zimmer eingeräumt. Es wurden Anstalten zum Noviziat getroffen und, nachdem wir vorschriftmässig unser kniefälligen Petitionen gemacht und jeder eine anpassende Rede im Konventsaale gehalten hatten, so begann auch wirklich mit dem anfangenden Sommer 1797 das Probejahr.

(...) Mein Probjahr rückte vorwärts. Die Herrn Kapitularen hatten schon in 3 Versammlungen für meine und die Aufnahme eines meiner Herrn Kollegen gestimmt und wir waren bereit, bald unter dem feierlichsten Gepränge unsere Gelübde zu tun, als das mächtige Geschrei von Freiheit und Gleichheit auch die heiligen Hallen erfüllte, die wir bewohnten. Der schreckliche Augenblick war jetzt gekommen, dass Helvetiens alte Verfassung aus ihren Angeln erschüttert und in der Folge gänzlich zertrümmert wurde. (...) Bis zur Ankunft der Mediationsakte[11] von Napoleon war kein Glück mehr in unserem Vaterlande. (...) Mein Noviziat ging zu Ende; ich und mein Mitgespann lispelten uns vertraut in die Ohren, dass unsere Lage bedenklich wäre. (...) wir machten unsere Bedenklichkeiten unsern Superioren bekannt. Man zögerte und hielt uns mit der Hoffnung aufs Bessere noch eine Zeit lang auf. Aber eine Hiobspost nach der andern verkündete den Klöstern neues Unheil. Priester und Altar waren überhaupt ohne grossen Kredit[12]. Die französische Armee, die schon lange gedroht hatte, besetzte nach einigem Widerstande der Grenzkantone den grössern Teil der Schweiz[13]. In Aarau konzentrierte sich eine Helvetische Regierung[14] und ich und mein lieber Konnoviz, nachdem der religiöse Ordensgeist durch die Verhängnisse der Zeit in uns allmählig erstarb, fanden es zuträglicher, anfangs Sommers 1799 den Habit an den Nagel zu hängen und frei in die grosse Welt hinauszugehen. (...) So endete meine neunjährige klösterliche Vegetation, reicher an Tugenden und Verdiensten für die Ewigkeit als an Kenntnissen, die mir in der Welt das notwendige tägliche Brot verschaffen sollten. Ich war 20 Jahr alt und nun begann die Periode meines Weltlebens. (...) Weil ich wohl wusste, dass damals jede Mönchskutte dem frei- und gleichheitslustigem Publikum ein Gräuel war, so war der erste Schritt von Fischingen nach Wil zu meinen lieben Verwandten gerichtet, um mich daselbst erst umkleiden zu lassen und dann nach Hause zu gehen.

WIE WEITER?

Ich kam also zu meinem Vater, um einen Aufenthalt einstweilen bei ihm zu

nehmen. Da er an nichts anderes als an einen geistlichen Herrn Sohn glaubte, so mag man sich wohl vorstellen, dass seine Bestürzung gross war. Auch meine Anverwandten stimmten in das Klagelied ein (...). Jetzt war ich im Grunde nichts, weder ein Herr noch ein Bauer, eigentlich ein Müssiggänger, der guten Tisch gewöhnt war und nichts arbeiten wollte. Man fand es zu kostspielig, mich dem Weltpriesterstande zu widmen, wenn ich auch Lust gehabt hätte. Einmal wollte man mich zum Handelsmann machen, aber dazu fand ich weder Gelegenheit noch Geld. Des Bettelns schämte ich mich. Zum Soldaten hatte ich keine Courage, zu einer gewöhnlichen Profession keine Lust, zum Heiraten ebenfalls keine erwünschte Gelegenheit und auch zum Stehlen, wie mir mein Konnoviz schrieb, keine innerlichen Einsprechungen. Ich sollte ein Wachsbousier[15] werden, aber auch das wurde nicht bewerkstelligt. Ich wollte mich sogar herabwürdigen, nur ein gemeiner Unschlittkerzenmacher[16] zu werden. Allein zu meiner Bestürzung wollte das Schicksal auch das nicht und so verfloss eine schöne Zeit mit Nichtstun als mit Herumziehen und Jagen. Mir gab's Mühe und Arbeit, nur immer einige Batzen vorrätig zu haben, um nicht mit Schande und Spott zu bestehen, wenn meine Kameraden ins Wirtshaus gingen. Das Herz zitterte mir im Leibe, wenn mich die Not gezwungen hatte, meinem Vater ein neues Kleidungsstück zu begehren und doch wollte ich reinlich und nach der Mode sein, wodurch ich mir manches derbe Kapitel zugezogen hatte.



Der Barbier schnitt Haare, rasierte, zog Zähne, nahm Aderlässe vor, schröpfte und versorgte «äussere Körperschäden» wie Brüche oder Verrenkungen. Bild um 1800, Kantonsbibliothek St.Gallen, VD 1355.

BARBIERJUNG

Diese Lebensart war mir endlich selbst zum Ekel geworden und ich kann auf meinen ersten Entschluss zurück, Chirurgus[17] zu werden. Ist doch mein Vetter[18] ein Herr, dachte ich, und darf nichts als Barbieren und Aderlassen und Pflaster streichen und Zeitungen lesen und Spazierengehen. Aber ich betrog mich. Denn als er sich endlich auf viele Bitten und nachdrückliche Empfehlungen hin entschlossen hatte, mich in die Lehre zu nehmen und ich auch wirklich mit dem Anfang des Jahres 1799 Barbierjung war, so fand ich nur gar zu bald, dass auch in diesem Stande nicht alles nach den Ideen ging, die mir ehedem vorschwebten. Oft genug liess es mich mein Vetter empfinden, dass er der Meister und ich der Bub wäre. (...) Ich fand immer wieder einigen Trost bei meiner geliebten Frau Grossmutter.

Indessen wütete die Flamme des Krieges[19] wild an den Grenzen unseres Vaterlandes. Gossau war wie schon länger mit starken französischen Einquartierungen belastet[20]. Meinem Vater, der stets (...) unter die vermöglichen Bürger gezählt wurde, mussten dieselben besonders schwer fallen, da die Zeit ohnehin sehr drückend war, da sein kleines Gut lange nicht der Familie zu essen gab, da er keinen Kreuzer zu verdienen wusste und noch obenhin alle Abgaben an die Regierung und die Gemeinde bestreiten musste. Das war die Ursache, dass mein Vater Not litt und nicht meine bisher noch wenig kostspieligen Studien. (...) Aber alle Jammer und Wetter wurden dennoch gegen die so hoch angepriesene Freiheit und Gleichheit geflucht. Im Frühling 1799 wurden die Franzosen auf allen Seiten gedrückt und die österreichischen Heere näherten sich der Schweiz[21]. Die Helvetische Regierung ordnete auch ihrerseits Truppen an die Grenzen, um die Franken zu unterstützen[22].

SOLDAT AUF SEITE DER FRANZOSEN

Gern oder ungern, das Los hatte auch mich zum Soldaten gemacht, wenn ich gleichwohl der einzige Sohn eines

schon betagten Vaters war und oft von 3-4 Brüdern keiner gehen musste. Mit diesem hatte sich nach einem Vierteljahre mein erstes chirurgisches Studium geendet (...) Das Gewehr im Arm, den Säbel an der Seite, den Habersack auf dem Rücken und in einer eben nicht sehr saubern Uniform glaubte ich schon ein Held zu sein. Jung und etwas leichtsinnig verliess ich meine geängstigten Verwandten. Eine gute Tante wollte mir ein Fläschchen Weihwasser mitzunehmen raten (...) Unser Marsch ging nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Herisau von da in das Rheintal und ganz wohl war mir bei der Sache doch nicht, als ich das erstemal jenseits des Rheins meine Gegner erblickte (...) Ich war in wenigen Tagen zum Unterlieutenant avanciert und so war mein Dienst in mancher Hinsicht erleichtert. Aber leider wurde uns in der Folge unser Sold nicht ausbezahlt (...) Wenn wir übrigens auch keine Schlachten lieferten, so waren wir deshalb nicht ohne Gefahr. Leute und Pferde wurden geschossen, es gab Blessierte und Tote. (...) Wir versahen den Dienst immer mit einer gleichen Anzahl Franzosen und Tag und Nacht wurde unser nicht geschont. Im schlechtesten Quartier musste ich den armen ausgehungerten Bauern Most und Erdäpfel teuer genug bezahlen, während ich wusste, dass mein Vater zu Hause seine Einquartierten besser bewirtete. (...). Gut war mir's, dass ich nicht auch noch Schildwache stehen und Schanzarbeiten versehen musste. (...) Mir war es dennoch recht angenehm, als der Kompagnie, bei der ich angestellt war, plötzlich die Ordre [Befehl] erteilt wurde, sich einstweilen nach Hause zu begeben, unter dem Beding, auf jeden Ruf wieder marschfertig zu sein. Aber dieser erfolgte nicht wieder. Meine militärische Laufbahn hatte kaum einige Monate gedauert und 8 Tage später drangen die Österreicher mit Übermacht über den Rhein in die Schweiz[23]. Es war unser Glück, dass die fliehenden Franzosen und Schweizer auf unserer Seite nicht schleuniger verfolgt wurden; unser Dorf wäre vielleicht zum Aschenhaufen geworden, das sodann einige Tage später in Zeit von 2mal 24 Stunden eine wohlgerüstete deutsch-kaiserliche Armee von beiläufig 20000 Mann durchziehen sah. Vor ihrem Einzuge hatten noch einige Bürger, darunter angeblich mein Vater, den vor einiger Zeit errichteten Freiheitsbaum[24] auf unserm Kirchplatz niedergehauen, der als das Triumphzeichen der damals herrschenden Gesinnungen uns den Deutschen vermutlich nicht sehr empfohlen hätte. Diese rückten unter verschiedenen Gefechten sowohl von dieser Seite als auch von Konstanz und Schaffhausen her gegen Zürich vor und nahmen unter Anführung des Prinzen Karl[25] die Stadt selbst. Verstärkungen rückten nach, Blessierte kamen zurück nach der Menge und wir waren jetzt mit der österreichischen nicht minder, wie vorher mit der französischen Einquartierung belastet. So gross anfänglich die Freude der von ihnen Rettung hoffenden Partei war, so wurde sie dadurch um vieles gemindert, noch mehr, als sich die Deutschen nach der Einnahme von Zürich anstatt vorzurücken sich den ganzen Sommer gleichsam zur Ruhe setzten, ihre Hauptmacht sogar von da nach dem Unterrhein zurückzogen und ihre vorige Position der russischen Armee anvertrauten (...). Indessen beschäftigte sich der Fürst von St.Gallen[26] unter dem Jubel seiner ihm ergebenen Untertanen mit Einführung der alten Ordnung der Dinge, als wäre keine Gefahr mehr vorhanden. Sein Benehmen war drohend und rasch und wurde in der Folge selbst von manchen nicht mehr gebilligt. (...) So viel ich mich erinnere, war es in diesem schwierigen Moment, als ich mich, meinen Vater und mir selbst lästig, bei der fürstlichen Regierung um eine Sekretärstelle bewarb; aber auch dieser Versuch hatte, und vielleicht zu meinem Glücke, misslungen. (...)

FLUCHT VOR DEN FRANZOSEN

Es war am Ende September 1799 als die Franzosen und Helvetier die vereinigte russisch-österreichische Armee bei Zürich[27] in ihrer ganzen Ausdehnung angegriffen und geschlagen hatten. (...) Bei der ersten Nachricht eines Rückzuges der Geschlagenen wurde Bestürzung und Verwirrung allgemein. Alles fürchtete den Grimm der Sieger und zum Teil auch der überdrüssigen Besiegten. Greise und Jünglinge, Weiber und Kinder flüchteten mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken vor der Retirade[28] her. Das ganze bekam den scheusslichsten Anblick. (...) Viele junge Leute des Dorfes sammelten sich und entschlossen ebenfalls über dem Rhein ihre Sicherheit zu suchen. Ich ging mit, teils weil ich darauf rechnete, nicht viel vor mir zu haben, als mit

Soldaten (I: Kosaken, II: Baschkiren, III: Kirgisen) aus der Armee des russischen Zaren. Bereits 1798 erregte ihr Erscheinen in der Schweiz grosses Aufsehen. Holzschnitt aus dem «Appenzeller Calender auf das Jahr 1814». Kantonsbibliothek St.Gallen, VYM 4001/1814.

dem Gewehr im Arm mein Leben zu beschliessen, teils auch, weil ich vermutete, es wäre möglich auf dieser Reise etwa eine Gelegenheit zu finden, mich vielleicht ehender als zu Hause einem schicklichen Berufe widmen zu können. Wie sich aber der Sturm gesetzt hatte, fingen wir unsern Schritt allmählig an zu bereuen; allein jeder Rückgang war uns gesperrt. (...)

Am Bodensee zu Immenstaad nahm ich abermal Rücksprache mit einem wackern geschickten Arzte, aber ich hatte auch da das Unglück, nicht aufgenommen zu werden. In Ravensburg sah ich eine Armee Russen zurück nach Österreich gehen und auf dem Bodensee den Engländer William[29] eine Expedition ohne grossen Ruhm an die Schweizer Grenze machen. Auf einmal wurde sämtlichen Emigranten der Befehl erteilt, sich hinter die Linien der Armee hinter den Lech zu begeben. Wir nahmen unsere Richtung in das Allgäu nach Immenstadt, wo uns von einem Werber kaiserliche Dienste angetragen wurden, nach Sonthofen und Hindelang. An diesem ersteren Orte hatte ich eine zeitlang den Dienst als Hausinstruktor bei dem dasigen Herrn Salzfaktor[30] Gerig versehen und wurde von der Familie mit ausserordentlicher Freundschaft behandelt. Ich gab zugleich einigen Bürgern daselbst Lektion in Violin und so wurde meine Existenz erträglicher, meine Ausgaben weniger. Nur musste ich bedauern, dass ich den Mut und die Geschicklichkeit nicht hatte, mich früher zu empfehlen. Im Sommer 1800 rückten die Franzosen auch in diese Gegend wieder vor. Wir flohen sie nicht länger, sondern sahen sie vielmehr gerne, weil sie uns den Weg nach Hause eröffneten, wo wir auch auf Jakobi[31] dieses Jahres [1800] wieder anlangten. Unsere bereits 3/4tel-jährige Flucht kostete eine schöne Summe Geldes und in meinem ganzen Leben habe ich wohl kein Jahr wie dieses zu bereuen Ursache gefunden. (...)

GOSSAUER ALLTAG

Mit blieb keine Wahl; ich musste wieder unter der Aufsicht und vom Tische meines Vaters leben. Aber die Sache wurde nun ernsthafter. Ich griff nach und nach zur Sense, zum Axthalm und zur Holzsäge. Um da und dort einige Kreuzer zu erhaschen, liess ich mich in die Fuhrmanns-Bruderschaft[32] einverleiben. Ich brachte den Weibern den Flachs[33] unter das Dach und von da wieder in das Wasser, und so hin und her. Ich heute und erntete, so gut ich's vermochte. Ich trieb die Kühe ein und aus, fütterte zu Hause, manövrierte mit der Mistgabel und führte im Herbst den Treschflegel so kunstmässig, aber nicht so leicht als ein Geübter. Bei allem Tun gab's noch oft harte Worte von meinem Vater und saure Mienen von meiner [Stief-]Mutter. (...) Im Winter beschäftigte ich mich viel in der Stube. Ich war den Spinnern, diese waren mir lästig. Wie vor vielen Jahren, so klagte mein Vater auch jetzt und mehr und mehr über Mangel und Not. Er stellte mir vor, dass ich als Bauer nicht bestehen könnte – ich möchte das Beispiel an ihm nehmen und mich daher zu einem andern Stande qualifizieren. Jedermann fand es nötig, niemand wollte helfen. Jedermann wusste zu raten, aber immer war alles bälder gesagt als getan. Ich war 22 Jahr alt und folglich nicht jedes Werk mehr von vorne anzufangen geeignet. (...)

LEHRE BEIM WETTINGER KLOSTERARZT

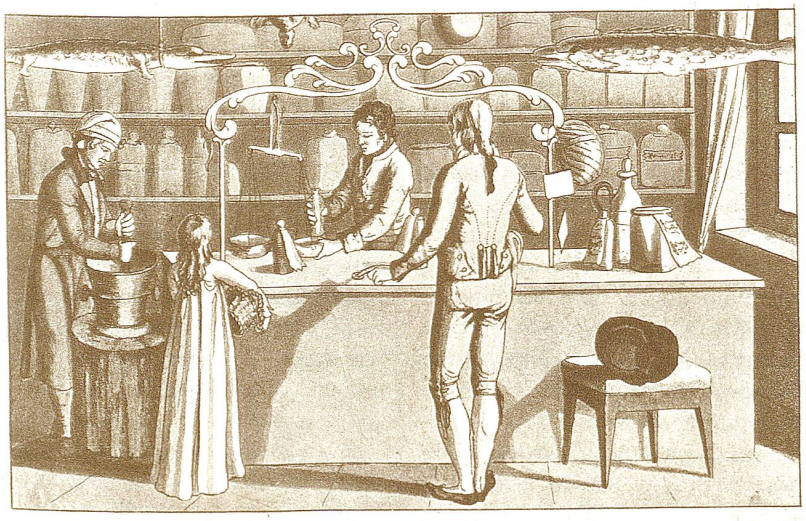
Noch immer hatte Gossau keine Aussicht für einen jungen Arzt[34]. Der Chirurgus im Kloster Wettingen[35] versicherte, wenn ich zwei Jahre bei ihm zubrächte, so dürfte ich gewiss als guter Praktiker und Theoretiker auftreten. Für mich, der nur den Namen

Das Zisterzienserkloster Wettingen um 1780. Kupferstich aus: Béat Fidèle Antoine de Zurlauben, Tableaux de la Suisse, Tafelband, Paris 1784, Tafel 136.

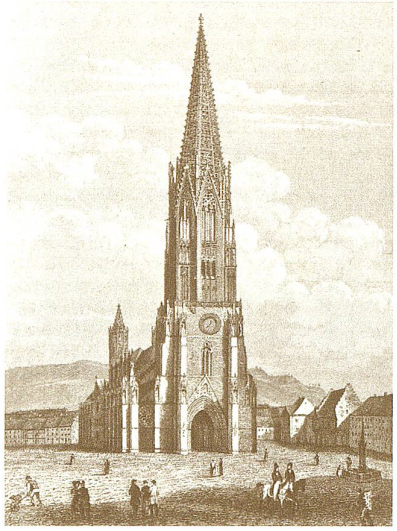
und nicht den Beruf des Arztes kannte, war das der schönste Trost. Er forderte wöchentlich 3 Gulden Kostgeld, dabei für Lehrlohn, Unterricht, für Wasch und Nähen und andere kleine Nebenumstände nichts. Der Accord wurde angenommen und auf Weihnacht 1801 reiste ich zu meinem künftigen Herrn auf Wettingen. (...) An meinem Bestimmungsorte angelangt, ergab ich mich mit ganzer Seele meinen Berufsgeschäften. Ich achtete keine vorkommenden Schwierigkeiten, weil ich nun einmal fest entschlossen war, meinem Vorsatze getreu zu bleiben, es koste, was es wolle. Auch diesmal genoss ich im Kloster Wettingen unzählige Beweise der Freundschaft der Herren Kapitularen. Aber leider sah ich gar bald ein, dass sich mein Herr in seinen Versprechen überrechnet hatte und dass 2 Jahre nicht hinreichen, in der Heilkunde bedeutende Fortschritte zu machen. Der theoretische Unterricht wurde sehr vernachlässigt und was mir auch im praktischen zu Teil wurde, hatte ich nicht alles meinem Herrn zu verdanken.

GEHILFE BEIM LUZERNER ARZT MENGIS

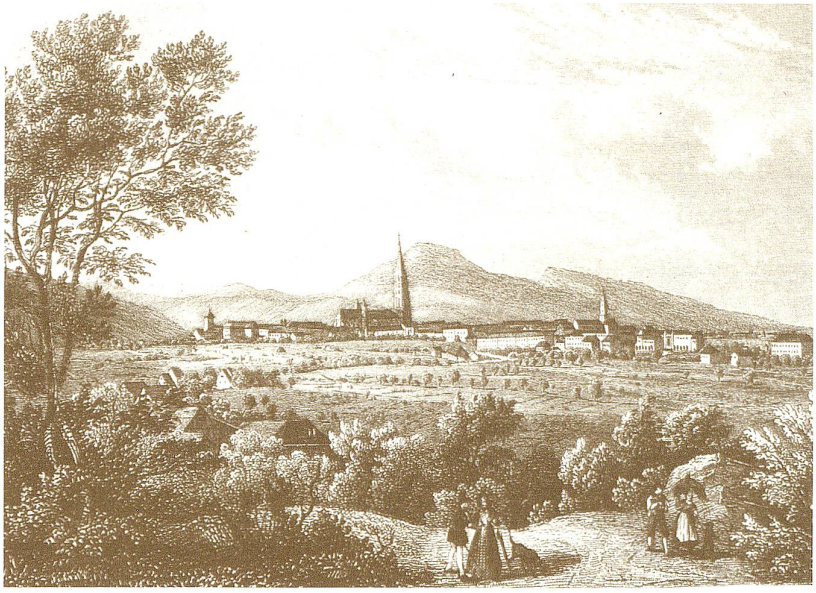
Doch hatte ich im ganzen so viel gewonnen, dass ich nach anderthalb Jahren auf Joanni[36] 1803 als Gehilfe eine Kondition[37] beim Doktor Mengis[38] in Luzern übernehmen konnte. Da durfte ich wenigstens kein Kostgeld mehr bezahlen und bezog im Gegenteil noch ein monatliches Salarium von 4 bis 5 Gulden, was ich mich erinnere. Am übelsten war ich hier anfänglich daran, dass ich alle Wochen ein paar Dutzend, und darunter sehr ansehnliche, vornehme Bärte herunterschneiden musste, ohne in der Kunst regelmässig bewandert zu sein. Ich musste wahrlich von der Pike auf dienen. Bei allen meinen elenden Schaben hatten die Herren indessen sehr viel Geduld mit mir, so dass ich mich oft selbsten darüber wundern musste. (...) So sehr ich mich zum Teil des Rasierens schämte, weil es erdemütigte, so bezog ich doch nicht ungern die Trinkgelder davon und gab mich mit dem zufrieden, dass mein Herr keine Bartstube in seinem Hause



Blick in eine Apotheke. Unter ihr verstand man einen Kaufladen, in dem Heilmittel gegen innere und äussere Krankheiten hergestellt und verkauft wurden. Bild um 1800, Kantonsbibliothek St.Gallen, VD 1355.



Ansicht des Münsters von Freiburg im Breisgau. Der 116 Meter hohe Turm wurde noch im Mittelalter vollendet. Stich von 1838, Kantonsbibliothek St.Gallen, VHb 4026.



In Freiburg im Breisgau besuchte Schildknecht von 1804 bis 1806 Vorlesungen und Kurse in Medizin und Chirurgie. Stich von 1838, Kantonsbibliothek St.Gallen, VHb 4026.

unterhielt. Er war Sanitätsrat des Kantons, hatte eine auserlesene Bibliothek – auch in der Apotheke mangelte nichts und seine Geschäfte in allen Fächern der Arzneiheilkunde waren nicht unbedeutend. Allein ich war immer nur noch kruder Empiriker und fühlte mehr und mehr den Mangel eines ernsthaften theoretischen Unterrichtes[39].

MEDIZINSTUDIEN IN FREIBURG IM BREISGAU

Um diese Zeit starb meine vielgeliebte Frau Grossmutter, durch deren Güte ich bisher die notwendigste Unterstützung bezog. Durch das mir zugefallene Erbteil konnte ich meine alten Schulden nun bezahlen und es blieb mir nebst dem noch so viel, dass ich auf den Entschluss verfiel, mich noch eine zeitlang auf eine Universität zu begeben, was ohne diesen Zufall unmöglich gewesen wäre, weil ich von meinem Vater einmal nichts mehr erhalten konnte. Im September 1804 begab ich mich demnach von Luzern auf einen Besuch nach Hause und als ich das nötige vorbereitet hatte, so reiste ich im folgenden Oktober durch Hilfe der lateinischen Zehrung mit 2 Gulden 40 Kreuzer nach Freiburg im Breisgau[40] (...) Ich sah mir [sic!] um Kost und Logis, bezahlte wie jeder Akademiker die Inskriptions- und Immatrikulationsgebühren und gab mir von nun an alle mögliche Mühe, zu meinem vorgesteckten Ziele zu gelangen. Nach einem müh- und sorgenvollen Jahre, in dem ich laut meinen Attestaten mehrere Prüfungen aushielt, machte ich in den Herbstferien eine kleine Erholungsreise nach Basel, Solothurn, Baar, Luzern und so fort. Um meine Finanzen bestmöglichst zu verschonen, musste da und dort ein guter Freund herhalten, den ich auf der Universität kennen gelernt hatte, so wie die Klöster, die ich erreichen konnte, als: St.Rupert im Schwarzwalde, Mariastein unweit Basel, St.Urban, Muri, Wettingen, vorzüglich St. Blasien. (...). Im Herbst 1805 kam ich zeitlich nach Freiburg zurück und brachte auch das folgende Jahr daselbst zu. In diesen 2 Jahren, wie es meine Zeugnisse dartun, hörte ich alle Fächer der Medizin und Chirurgie und besuchte auch zuweilen den freilich dazumal nicht sehr interessanten Spital. Ich fühlte nun den

Aderlassdarstellung. Holzschnitt aus dem «Appenzeller Calender auf das Jahr 1818», Kantonsbibliothek St.Gallen, VYM 4001/1818.

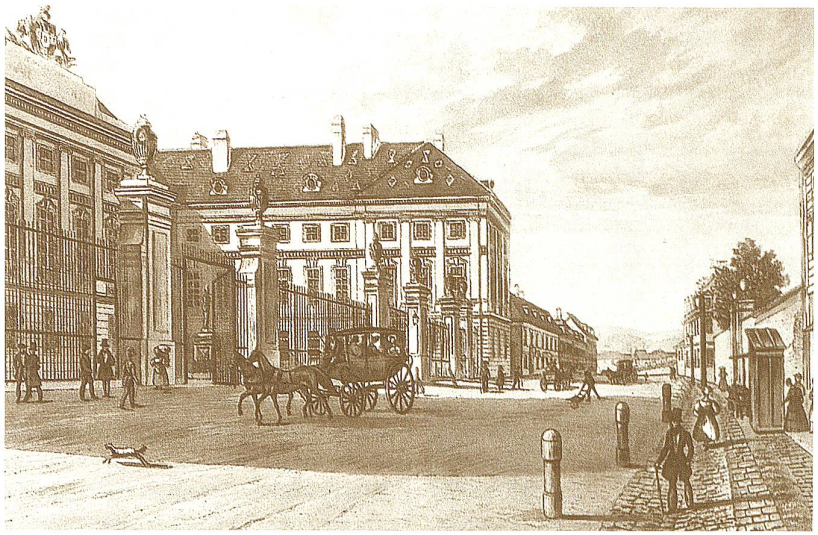
mächtigen Abstand zwischen dem systematischen Studium und der gewöhnlichen Lehrart bei einzelnen Ärzten auf dem Lande und in der Stadt. Doch durfte ich die Jahre von Wettingen und Luzern nicht ganz bereuen. Ich hatte in einem und andern Fache Vorsprung gewonnen, besonders in der Kenntnis der Medikamente und ihrer Zubereitung, im Receptiren, so wie im manuellen und praktischen der Kunst überhaupt. (...) Tausendmal seufzte ich nach den Fleischhäfen der Klöster und nach dem Habermusnäpfen meines Vaters. Die ganze Zeit genoss ich des Tags nur einmal warmes [Essen] und legte mich oft mit dem leeren hungrigen Magen zu Bette, ohne von einem Mittag bis zum andern einen Hellerswert zu verzehren. (...) Es geschah mehreremalen, dass ich meinen vermöglichen Hausleuten in ihrer Abwesenheit und ohne ihr Vorwissen ein Stückchen Brot abschnitt und es mit Inbrunst zu meinen väterlichen Handen nahm. So wie es aber nicht an Studierenden mangelte, die im Überflusse schwelgten, so fand ich auch zu meiner Beruhigung dürftige Kameraden, die die gesottenen Erdäpfel so gut wie ich als eine Delicatess verzehrten. Freilich schmeckte uns eine gebratene Gans, die wir gestohlen hatten, besser, aber die Umstände erlaubten uns das Handwerk nicht fortzusetzen. (...) Ein zufälliges Glück war für mich noch das, dass ich seit meinem Aufenthalte in Freiburg 169 Gulden für meine musikalische Dienste bezog, die ich in freien Stunden in dem Münster, im Theater, auf Konzerten und Bällen geleistet hatte. Kurz, Musik sollte in der Jugend nicht vernachlässigt werden, wenn man Gelegenheit und Talente darzu hat. Sie kann in der Folge vielfältig nützen.

Im Monat Mai 1806 hatte mich die Wissbegierde mit einem Freunde über Baar[41] und Offenburg[42] nach Strassburg[43] gelockt, um daselbst Auskunft über die dortigen medizinischen Anstalten zu vernehmen. Ein lieber Kollega, der mit uns im vorigen Jahr noch zu Freiburg studierte, befriedigte unsere Wünsche vollkommen und nachdem wir da einige Tage zugebracht, die Spitäler etc., aber auch die Gasthäuser, die vornehmsten Promenaden besucht und den sehr hohen Münsterturm bestiegen hatten, so begaben wir uns auf der französischen Seite bis Breisach wieder in's Breisgau und als sich der Herbst dieses Jahres [1806] genähert hatte, sah ich wohl ein, dass Freiburg von nun an keinen Wert mehr für mich haben könnte und so wandelte mich bei aller meiner Armut noch sogar die Lust an, das folgende Jahr auf Geratewohl nach Paris oder Wien zu gehen, um auf recht weite praktische Anstalten zu stossen.

Darstellung einer so genannten «Ulmer Schachtel». Das Einweg-Boot diente der Waren- und Personenbeförderung auf der Donau. Am Zielort wurden die Schiffe demontiert und als Nutzholz verkauft. Holzschnitt von 1847. Kantonsbibliothek St.Gallen, VHc 900.

REISE NACH WIEN

Ich ging im September [1806] durch den Schwarzwald über Rheinau, Schaffhausen und Konstanz nach Hause, um den Meinigen meinen Entschluss zu eröffnen. Man staunte mich an und wusste mir, wie schon lange, nicht viel zu helfen. Man glaubte, ich sollte nun für meine Gegend gelehrt genug sein. (...) Am Vorabend Allerheiligen über-

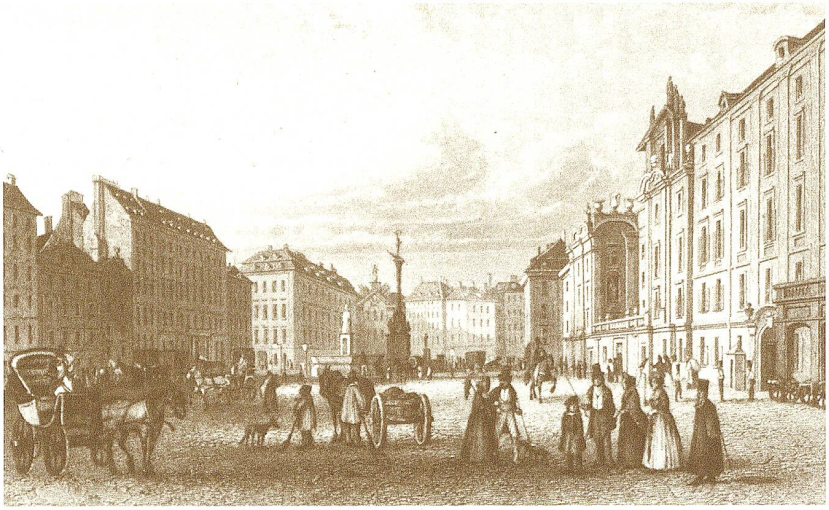


Haupteingang zur militärärztlichen Josephs-Akademie (Josephinum) in Wien. Kolorierte Federzeichnung, o.J., Kantonsbibliothek St.Gallen.

raschte mich ein warmer Freund von Solothurn und auf der Stelle, nachdem ich mich schon vorläufig mit einem vom österreichischen Gesandten in der Schweiz unterzeichneten Passe versehen hatte, traten wir Arm in Arm die Reise nach Wien an. (...) [Wir] nahmen von Lindau bis Ulm Extra-Post, wo wir schon am 2. November [1806] in aller Früh bei noch lange geschlossenen Toren angekommen waren. Das kostete meinen Geldbeutel einen schweren Seufzer. Unser Eile war unnütz. Wir suchten indes Auskunft über die Schifffahrt[44] nach Wien und nach vielem Widerstande hatte ich endlich den Accord[45] für mich um 5 Gulden 24 Kreuzer geschlossen. Nachdem sich die saubere Gesellschaft von Studenten, Schiffleuten, Handwerksburschen, Musikanten, Soldatenweibern und Kindern etc. versammelt hatte, so wurde mittags den 4ten [4. November 1806] vom Lande gestossen und in Günzburg[46] übernachtet. Unsere Reise ging in der Folge langsam vonstatten, teils wegen der Kürze des Tages, teils wegen der Unbeständigkeit der Witterung. Die Spitzen der vaterländischen Berge waren aus meinen Augen verschwunden. Mich überfiel eine gewisse Schwermut, weil ich nur einer kümmerlichen Zukunft entgegen sah. Wir wurden alle Abende ausgeschickt und zuweilen, wenn uns der Zufall in gemeine Dorfschaften führte, sehr schlecht bewirtet und in ekelhaften Betten oder auf Stroh geleget. Am 7ten [November] hatten wir unser Nachtquartier in Ingolstadt, am 9ten in Regensburg, wo wir für einen Vierling Schweizerkäs 24 Kreuzer bezahlten, und am 13. [November] in Passau und abends am 14. [November] kamen wir in das Dorf Engelhartszell, einem damaligen österreichischen Grenzposten. Hier wurden unsere Pässe und Habseligkeiten genau untersucht und unter den dasigen Polizeibeamten fanden sich meisterhafte Lümmel. Wir hatten es schon mit Papiergeld zu tun und leider kamen wir erst am 19. [November] aus dem finstern Orte fort. Am 18. [November] besichtigten wir das mehr unterhaltliche Linz und nachts den 21. [November] kamen wir endlich in der deutschen Hauptstadt[47] an, als am 18ten Tage unserer Wasserfahrt von Ulm, die sonst bei günstiger Witterung und etwas längerem Tage leicht in der halben Zeit hätte vollendet werden können. Wer also diese Reise vor sich hat, sollte sie auf die besten Monate des Jahres verschieben. Sie hat viel Angenehmes bei heiterer, sehr viel Beschwerliches bei neblichter und regnerischer Witterung. Strudel und Wirbel sind weniger gefährlich als man öfters vorgibt, obwohl die Schiffleute an diesen zwei nahe beisammen stehenden Posten besonders auf ihrer Hut waren und alle brauchbare Mannschaft an die Ruder stellten, um auf ihren Wink mit vereinigter Kraft zu arbeiten. (...)

STUDIEN IN WIEN

Nachdem wir einige Freunde gefunden, die uns in unsern Angelegenheiten Rat und Hilfe leisteten, so suchten wir Wohnungen und ich wählte mein Hauptquartier bei einem armen Schneider, der selbst nichts als eine Stube und Nebenkammer um den Zins hatte. Ich akkordierte[48] um die letztere und bezahlte ihm dafür samt Bett monatlich 3 Gulden 30 Kreuzer banko oder beiläufig zwei Gulden unserer Valuta. Darfür war ich aber nach der närrischen Wienersitte ein gnädiger Herr, ein Herr von Schildknecht (...). Da ich kaum einigen Unterschied im Preise fand, so nahm ich die Kost bald da, bald dort. Um 8–9 Gulden unseres Geldes pro Monat musste ich sehr dürftig leben. Meinem Herrn Vetter Schultheiss Sailer[49] in Wil werde ich es stets verdanken, dass er meine Korrespondenzen und die notwendigen Gelder besorgte. Sonst ging es mir in Hinsicht des Wohllebens nicht besser als in Freiburg. Oft ass ich des Tags nur einmal und das nicht satt.



Wien, wo Schildknecht von 1806 bis 1808 studierte, war damals die grösste Stadt «Deutschlands». Stahlstich von 1837, Kantonsbibliothek St.Gallen, VHb 3921.

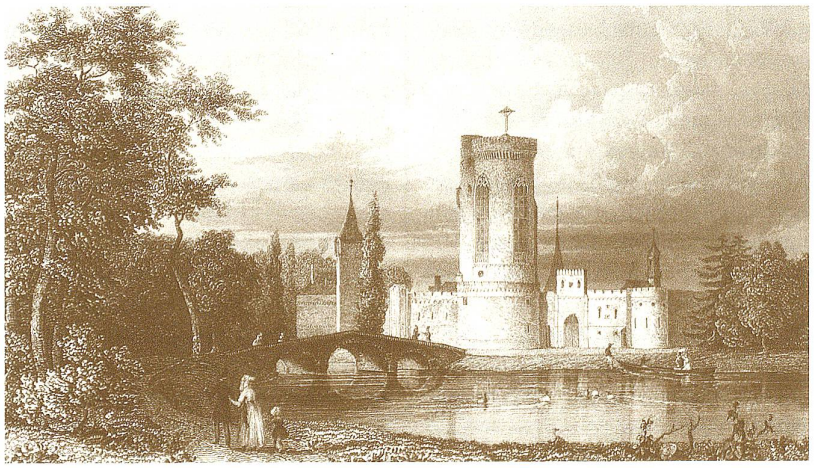
Wenn ich schon in der Früh hungrig erwachte, so erlaubten meine Finanzen weder Suppe noch Kaffee, nur dann und wann um einige Kreuzer trockenes Brot (...). Abends wurde gemeiniglich mit so viel Brot und Eier vorlieb genommen, dass daraus kein warmer Genuss hätte bestritten werden können. Dieses war nun meine Lebensweise im allgemeinen und der fleissigste und ununterbrochenste Besuch der Spitäler und anderer medizinischer Kollegien meine angelegenste Sache. Nebst diesem war es mir vorzüglich um praktische Geburtshilfe und um die chirurgischen Operationen zu tun. Ich bezahlte daher für zwei Privatkurse der erstern 35 und für einen Kurs der letztern 50 Gulden in banko. Auch auf dem anatomischen Saale musste zuweilen noch eine Ausgabe bestritten werden, weil die Leichname alle, die wir zur Zergliederung wählten, nur für Geld abgeliefert wurden. Einmal wurde ich unerwartet vor die Polizei gerufen und aufgefordert, dass ich auch für den Eintritt in die öffentlichen Kollegien Bezahlungen zu leisten hätte. Ich schlug mich aber dennoch unentgeldlich durch, obgleich selbst eine von mir an die Regierung deshalb eingegebene Petition ebenfalls keine erwünschte Wirkung hatte. Das Axiom: «Wer gut schmiert, der fahrt gut» hatte in Wien sein vollestes Ansehen und nur zu oft bemerkte ich, dass derjenige stets zurückblieb, der das nicht konnte. Im Frühjahr 1807 vernahm ich, und es war mir nicht unangenehm, dass sich mein Vater nach dem Ableben seiner zweiten seligen Frau zum dritten Mal mit einer alten kinderlosen Witwe[50] verheiratete. Es war für mein künftiges Etablissement von einiger Bedeutung, weil mir mein Vater bei dieser Gelegenheit sein Haus überlassen konnte. Um eben diese Zeit bezahlte ich mit 30 Kreuzern dem Kaiser[51] die Kopfsteuer, später 21 Kreuzer für die Bezeichnung meiner silbernen Uhr[52], um sie vor jedem Angriffe sicher tragen zu dürfen und im Jahr darauf abermal die benannte Kopfsteuer. (...)

VERGNÜGUNGEN IN WIEN

In Wien habe ich wenige Mass Wein getrunken. Dagegen besuchte ich zuweilen die besten Theater, die ich nie vergessen werde und bewunderte die musikalischen Werke vom grossen Haydn und andern Musikern der Tonkunst ebenso sehr als die Gewandheit derjenigen, die sie aufführten und die meinem Gefühle manche Zähre entlockten und mein Herz mit den frömmsten und frohesten Empfindungen belebten. Mehrmals drang ich in die Burg[53], um die kaiserliche Familie in Gala zu suchen. Eine Kaiserin[54] starb – eine andere folgte auf den Thron während meinem Aufenthalte daselbst, was die interessantesten Auftritte gewährte. Einmal unterhielt mich das Taubstummen-Institut[55] und einmal die Akademie der Zeichner, Maler, Kupferstecher zu St.Anna[56]. Ein andermal das kaiserliche Naturalienkabinett[57] und die vortrefflichen Wachspräparate der Josephinischen Akademie[58]. In der kaiserlichen Schatzkammer bemerkte ich eine Uhr, 46000 Gulden an Wert, und eine Violon von Schildkrott[59], die Maria Theresia um 400 Dukaten gekauft habe, was jedoch Kleinigkeiten gegen andere Prätiosen der Kammer sind. In der Hofbibliothek richtete ich meine Aufmerksamkeit unter anderm (...) auf eine Handschrift von Tasso, der Jerusalem befreite, und auf hundert andere merkwürdige Gegenstände.

Im bürgerlichen Zeughause fällt die schöne Ordnung ins Gesichte, in der sich die vorhandenen Waffen präsentieren, die alte Bewaffnungsart selbsten, jene unseres Mittelalters und die neue türkische Fahnen-Messer, lange und kurze Schussgewehre, Mustaphas Schädel[60], der einst Wien belagerte, samt dem Strick um die Halswirbel, an dem er aufgehangen wurde; sein Hemd, worauf der Allkoran gezeichnet ist, so genannte Blutfahnen[61] und asiatische

Waffen, Gewehre, Pfeile und Bogen, Fahnen mit Rossschweifen etc. etc. Auf dem Stephansturm ist eine wohleingerichtete Feuerordnung[62]. (...)
Es ist der allgemeinste Tummelplatz der Wiener, der lustige Prater[63], eine sehr weite zum Teil freie, zum Teil mit Gesträuchen und Waldungen besetzte Ebene, wo ich mich zuweilen mit meinen Freunden hinbegab, um im buntesten Getriebe Hof und Adel und Bürger und Bauer und Soldat, die üppigste und die ärmste Menschenklasse zu beobachten. Deutsche und Franzosen, Italiener und Russen und Polaken und Griechen und Türken, Christen und Juden, schwarze und weisse Menschen unterhalten da zu tausend und tausenden auf die verschiedene Art. Jeder behauptet sein Ansehen, gleichviel, ob er einen Louisdor[64] oder keinen Kreuzer verzehrt. Alles, was den Sinnen schmeichelt, ist sehr bald zu haben. Man fährt und reitet oder geht wohl meistens zu Fuss, man isst und trinkt, man pfeift und singt und springt und tanzt, und wer das nicht will, entfernt sich in die stillern Alleen oder an das Ufer der Donau, um sich ungestörter mit seinen Freunden zu unterhalten.
Sehr unterhaltlich, aber weniger geräuschvoll ist der nahegelegene schöne Augarten[65]. Die ebenfalls nicht sehr von hier entfernte Brigittenau[66] blieb mir wegen der Kirchweih am 1ten Sonntag des Julius [1807] bemerkenswert, wo eine unzählige Menschenmasse auf freiem Felde zechte und sich auf alle Arten belustigte. Im Abgang war der liechtensteinische Garten[67]. Mehr Genuss gewährt der Schwarzenbergische[68] und das Belvedere[69]. (...) Auf den Kallenberg und Leopoldsberg hat man die prachtvollste Aussicht über die Stadt und auf die Donau und ihre Verastungen. Indessen zieht das niedliche Schönbrunn[70] und sein Tiergarten[71] unendlich mehr Menschen an sich. (...)
Drei Stunden von Wien steht das Schloss Laxenburg und sein Lustgarten[72]. Ich wanderte eines Tages in den Herbstferien dahin, war abends ermüdet, aber sehr vergnügt, so manche von mir nie gesehenen Merkwürdigkeiten bewundert zu haben. Ich zähle darunter nebst vielen andern die Schönheit des Schlosses und Gartens selbst, die angebrachte Einsiedelei in demselben, das närrische Haus der Bauer, das Bauernhaus und ein Ritterschloss nach alter Sitte, ausgerüstet mit allem, was dahin gehört. Die weiteste Exkursion, die ich von Wien aus unternahm, war jene nach der Stadt Baden[73], deren Bäder den ähnlichen Schwefelgeruch verbreiten wie jene zu Baden in der Schweiz. (...) Allein ich habe die Grenzen meines ersten Vorhabens schon zu sehr überschritten und so kehre ich mit der einzigen Bemerkung auf mich zurück, dass diese Erholungen mit keinem andern Aufwande verbunden waren als den ich täglich ohne dieses in meinem einsamen Kämmerlein hatte.
Die düstern November-Nebel von 1807 verkündeten nun den Musensöhnen die Eröffnung eines neuen Studienjahres und ich, wenn ich gleich wenig Vakanz[74] hatte, kehrte ebenfalls mit erfrischtem Eifer an meine Berufsgeschäfte zurück. Duldsamer als je ging ich wieder am Joche der Beschwerden, die der minder wohlhabende Akademiker überall antrifft, froh den kommenden Frühling erwartend, der mich endlich in meine Heimat zurückführen sollte. Ich beschäftigte mich durch den



Die berühmte Franzensburg, die sich im Park Laxenburg befindet, wurde im Stile des Mittelalters erbaut und war damals eine der Hauptattraktionen Wiens. Stahlstich von 1847, Kantonsbibliothek St.Gallen, VHb 3950.

ganzen Winter durch das fleissige Wiederholen der angehörten Fächer der Medizin. Ich sammelte noch die allernotwendigsten Bücher und die unentbehrlichsten Instrumente und machte mich reisefertig.

RÜCKREISE NACH GOSSAU

Vermutlich würde ich mich entschlossen haben, zu Fusse zu reisen, hätte ich meine Habseligkeiten auf dem Buckel davon bringen können. Ich beschloss jedoch, besserm Rate zu folgen und mich samt denselben den Ulmerschiffleuten anzuvertrauen, die, weil sie ihr Schiff wie allemal verkauften, den Rückweg stets über Land folgend machen. Kaum hatte die Märzensonne vom Jahr 1808 einigemal freundlich gelacht, so war mein Auge unablässlich auf die Schiffe der stolzen Donau gerichtet. Es fanden sich zwar bald mehrere aus Oberösterreich und Bayern, aber umsonst und mit langer Weile harrte ich auf eine Partie von Ulm. Endlich fand sich nach der Hälfte des Aprils auch diese ein und nach mehreren Unterredungen willigte ich endlich in den Accord für mich und meine[n] Koffer, [der] über einen Zentner hatte, von Wien bis Ulm versteht sich ohne Kost 3 Louisdor bar zu bezahlen. Mittags am 27ten des besagten Monats [April 1808], nachdem ich mich von meinen Freunden herzlich verabschiedet hatte, bestieg ich mit einigen Reisegefährten den so genannten Zeiselwagen, einen gewöhnlichen, leichten Baurenwagen, mit grobem Tuche gedeckt und mit hinlänglichem Stroh und Strohsäcken zur bequemeren Lage versehen. Lustig rollten wir fort und bald war die deutsche Kaiserstadt aus unsern Augen verschwunden, in der ich mich so gern länger aufgehalten hätte, wenn meine Jahre und mein Vermögen mit meinen Gesinnungen im Einklange gestanden wären.

Wir hatten günstige Witterung und fanden glücklicherweise fast auf jeder Poststation brave Pferde, die mit uns Tag und Nacht vorwärts trabten, so dass wir am 30. April [1808] schon in die damals noch kaiserliche Festung Braunau[75] vorgerückt waren, wo selbst ich auf der Hauptmaut[76] gern ein kleines Trinkgeld für die gnädige Visitation meines Koffers bezahlte. Am 1. Mai [1808] kamen wir zeitlich auf München und die Nachricht war uns nicht unangenehm, dass wir daselbst wieder einmal übernachten durften. Ich fand noch Zeit, die Stadt zu besichtigen und schied tags darauf um so vergnügter von ihr, als ich in der «Sonne» daselbst sehr rechtschaffene Wirtsleute gefunden hatte (...) Von München an blieben die Zeiselwagen zurück; wir fuhren in einer wohl konditionierten[77] Kutsche und kamen am Abend des 2. Mai frühzeitig nach Augsburg, wo ebenfalls übernachtet wurde. Es schien mir ruhiger als München zu sein. Um ohne alle Bekanntschaft nicht auch ohne allen Genuss zu sein, so besuchte ich mit einem Reisegespann eine gute Auswahl von Wachsfiguren in Lebensgrösse und so nach der Natur gezeichnet, gekleidet und gebärdet, dass ich beim Eintritt in den Saal in eine lebendige Gesellschaft getreten zu sein glaubte. Der Postmeister, der Louis den 16ten arretierte[78], so wie der unglückliche König selbst fielen mir zuerst ins Gesicht, sodann Napoleons Krönung, sein Leibmameluk, seine erste Gemahlin[79] (...), die Kaiser von Russland und Österreich, der König von Preussen und seine geehrte Louise[80], Kant, Wieland, Leibniz, (...) Maria Stuart, verschiedene Räuber und Räuberbanden und viele andere, die mich in diesem Augenblicke interessieren konnten, während ich in Wien solche oder ähnlichen Ausstellungen gar nicht nachjagte und überhaupt den alltäglichsten Kunstsachen der Menschen keine Aufmerksamkeit widmete. Das Übernachten im «Mohrenköpfel» fiel etwas kostspieliger aus wie in München. (...)

Am 3. Mai [1808] (...) waren wir glücklich in Ulm angekommen. Ich übergab daselbst mein Koffer auf das Postamt, um es nach Rorschach zu besorgen und nach einem Rasttage unternahm ich das übrige meiner Reise zu Fusse. Am 6. Mai [1808] erblickte ich freudig die hohen Gebirge bei Appenzell und am 7ten nachmittags fuhr ich mit einem Schiffe, das nach Rorschach bestimmt war, von Lindau ab (...); allein der Wind jagte uns frech an die Rheinspitze hinauf. Mit Anbruch der Nacht kam ich bei meinem lieben Herrn Oncle und der Jungfer Tante in Goldach an. Meine Gegenwart war in diesem Augenblicke unerwartet und meine Freude, mich nach so manchen ungünstigen Zeiten wieder unter meinen lieben Anverwandten zu wissen, unbeschreiblich. Durch die zuvorkommende Güte derselben, unterhielt ich mich mehrere Tage daselbst und genoss ohne Sorge alles, was dem Geiste und Körper Erholung verschaffte. (...)

II. Aerzte, welche von der kant. Sanitätsbehörde patentirt wurden.

Patentirt	Name	Bürgerort	Gebor.	Gestrb.
1804 Febr. 23	Bischof, Joseph	Steinach	1780	1859
1804 April 26	Nagel, Johann Baptist	Rorschach	1780	1851
1804 Okt. 18	Forrer, Joh. Caspar	Neu St. Johann	?	?
1805 Jan. 31	Zink, Joh. Bernhard	Flums	1778	1812
1805 April 24	Graf, Joh. v. Balterswilen	Oberuzwil	1778	1858
1805 Mai 16	Custer, Joh. Ulrich	Altstätten	1774	1837
1805 Aug. 8	Engwiller, Daniel	St. Gallen	1781	1849
1805 Sept. 28	Schöpf, Jos. Anton	Bernhardzell	1742	1825
1807 März 26	Stoll, Justus	Oberuzwil	1778	1854
1808 Jan. 21	Wetter, Joh. David	St. Gallen	1780	1827
1808 Juni 23	Schildknecht, Jos. Anton	Gossau	1778	1838
1808 Aug. 18	Forrer, Elias	Wildhaus	1768	?
1808 Okt. 20	Wick, Jakob Anton	Niederbüren	1778	1845
1809 Okt. 12	Ruest, Joh. Baptist	Staad	1787	1813
1810 Juli 19	Sartory, Joh. Baptist	Rorschach	1788	1863
1811 Sept. 28	Lenggenhager, Joh. Georg	?	1785	1820
1812 Jan. 16	Good, Joh. Martin	Mels	1789	1829
1812 Nov. 12	Walther, Joh. Baptist	Laufenburg	1764	1841
1813 Febr. 25	Boeni, Jos. Anton	Schänis	1787	1856

Schildknecht gehörte zu den ersten Ärzten, die von der Sanitätsbehörde des Kantons St.Gallen patentiert wurden. Jahresbericht über die Verwaltung des Medizinalwesens ... 1884, St.Gallen 1885, S. 101.

PRÜFUNG VOR DEM SANITÄTSKOLLEGIUM UND ERÖFFNUNG DER PRAXIS

Ich kam ohne das wohl konditioniert nach Hause selbst und hatte nach weniger Ruhe mit neuen Sorgen zu kämpfen. Ohne alle erforderliche Einrichtung, ohne alle Medikamente sollte ich schon schnell alte Laster mit Rezepten kurieren. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Meine Freunde hofften – die Feinde lächelten und zu gleicher Zeit forderte auch das Sanitätskollegium[81] des Kantons nach den bestehenden Gesetzen Rechenschaft von mir. Ich liess zu derselben eine mehrere Bogen starke schriftliche Einleitung vorangehen[82], welcher die Herren des besagten Kollegiums die Ehre erwiesen, sie mit meiner Einwilligung in ihrem Archive niederzulegen, indessen auch ich eine Abschrift behielt. (...) Unmittelbar darauf bestund ich in zwei verschiedenen Auftritten die gewiss sehr ernsthafte Prüfung aus der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe selbst und hatte das Vergnügen von meinen Richtern, statt eines oft mehr oder minder beschränkten Attestates oder Zertificats ein Diplom zu erhalten, das ganz meinem Wunsche und meinen Anstrengungen entsprach[83]. Ich bezahlte dafür 4 Franken sowie für das Examen selbst 16 Franken und dem Weibel des Kollegiums 36 Kreuzer (...) Um in schweren, unvorgesehenen Fällen nicht ins Stocken zu geraten, machte ich die Bekanntschaft mit einigen der angesehensten Ärzte der Nachbarschaft, ging wie ein Biedermann ohne alle Schwänke den geraden Weg und hatte von nun an keine unbedeutende Praxis, so unglaublich schwer auch der Anfang derselben war und so sehr sie mir in der Folge durch die verschiedensten Intrigen boshafter, neidischer, unwissender und undankbarer Menschen verbittert wurde. Umsonst kämpfte ich mit vernünftigen Beweistümern gegen schändliche und schädliche Vorurteile, gegen manche dem Aberglauben fronende Eigentümlichkeiten unserer Menschen. (...) Übrigens sind es vorzüglich alte Weiber und Hebammen, gegen deren superkluge Räte und Anschläge man sich nicht pfiffig genug benehmen kann; die so oft ins Gesicht fläklen und schmeicheln und dennoch vom wahren leibhaftigen Teufel besessen sind. Auch gibt es Geistliche, die sich, statt nur in die Angelegenheiten der Seele als ihrem Mittelpunkte, nicht ungern auch in alles einmischen, was den Körper betrifft (...) und den Hergang der Geburten und anderer Umstände ihrer jungen andächtigen Pfarrgenossinnen longe und late[84] beschreibt. (...) Ich war noch nicht zwei Jahre zu Haus, so wurde vom Kloster Wettingen ein ehrenhafter Antrag gemacht, da selbst die Stelle des dasigen verstorbenen Arztes zu ersetzen. Ich blieb zwar eine zeitlang unentschlossen, aber die Anhänglichkeit an meinen Vaterort und die Meinigen siegte auch jetzt, wie schon früher, da mir in Wien noch der Antrag gemacht wurde, als Arzt bei einem Schweizerregiment in französische Dienste zu treten.

Ohngeacht das sowohl das ledige als verheiratete fromme Geschlecht bereits alles nur wünschenswerte Zutrauen in mich gesetzt hatte, so schlug man mir dennoch, um dessen noch gewisser zu sein, schon längst eigene Verehelichung vor. Nicht zwar deswegen, sondern um mein eigenes Bestes willen, suchte ich dann einige Bekanntschaften, aber meine diesfalligen Versuche verunglückten einmal um das andere. Und nun verliess mich auch noch meine einzige Schwester, so dass

ich notgezwungen eine fremde Haushälterin zu mir nehmen musste. Meine Lage und meine Berufsgeschäfte wurden um so mehr erschwert, als ich mich auch von meinen Mitbürgern zum Mitgliede ihres Gemeinderates erwählen liess, womit ich mir tausend unberechnete und unbelohnte Sorgen und Geschäfte auf den Hals geladen hatte. (...)

HEIRAT MIT MARIA BARBARA GEMPERLI

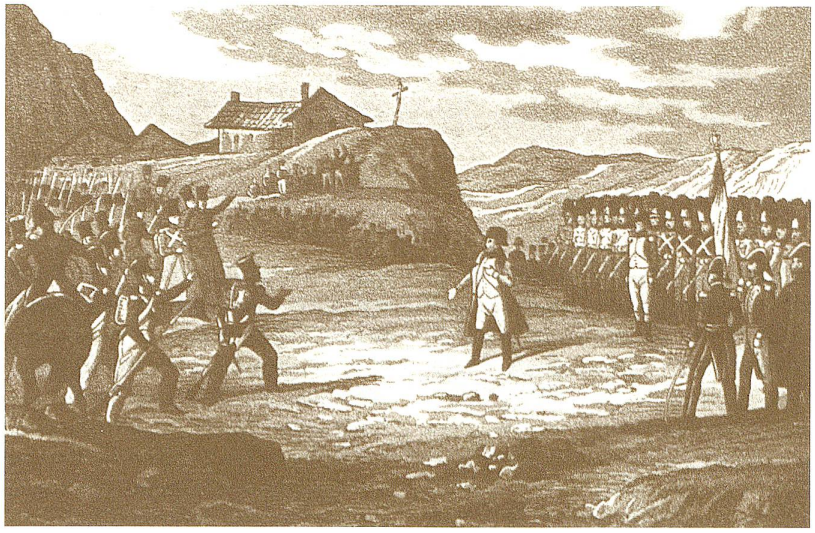
Anno 1810 hatte ich meines Vaters Heimat mit etwas Holz um 1000 Gulden gekauft, jährlich zu 50 Gulden verzinslich. (...) Im Monat August 1812 bot mir der Zufall ein allweg bequemeres Haus an, welches ich mit Kummer erkaufte. Ich glaubte jetzt ehender wie zuvor auf eine brave Lebensgefährtin Anspruch machen zu dürfen. Im Dezember besagten Jahres hatte mich die Regierung zum Friedensrichter und Vollziehungsbeamten ernannt[85]. (...) Eine Spröde, die mich noch kürzlich auf 2 Jahren vertagen wollte, benützte diesen Anlass, mir unerwartet ihre gefühlvolle Liebe auszudrücken. Da mir aber die Begründung dieser nicht edel genug deuchte, so versicherte ich sie zwar meiner vollsten Freundschaft, hatte aber jede nähere Verbindung schleunig abgebrochen und mich nach einer kurzen Bekanntschaft mit Maria Barbara Gemperlin[86] von Flawil am 15. Hornung 1813 am Altare verbunden, als ich nach mehreren angestellten Beobachtungen den unumstösslichen Grundsatz aufgestellt hatte: «Bist du ein rechtschaffener Mann, suchst du Liebe und findest du nicht schnelle und aufrichtige Gegenliebe, nur Zweiflung oder andauerende Pröblereien, so weiche zurück. Du musst nicht weniger gesucht werden als du selbst suchest. Verachte nicht weise Ratgeber, aber kenne sie vorerst, seien sie geistlich oder weltlich. Lass Dich nicht von Hoheit und Geld blenden. Frage nach Tugend und Charakterfestigkeit, die nicht leicht verblühen. Bezähme mit kräftigem Zügel krasse Sinnlichkeit. Heirate erst, wenn du ein Mann bist; ein Knab versteht das nicht. Sei gefasst! Die Erde ist kein Aufenthalt der Seligen, du magst in deiner Wahl noch so sehr klug sein.» (...)

BRAND IN HERISAU

Ich (...) gebe daher auch dem Neujahrsschrecken 1812, welchen ich mit meinen Ortsbürgern geteilt hatte, hier noch ein Plätzchen. Früh um 5 Uhr bei dichten finstern Nebel, gleich nach der Betglocke, verkündeten grässlicher Feuerlärmen und die Sturmglocken die Gefahr des Fleckens Herisau[87]. Man tat hierorts das schleunigste und das möglichste, mit Menschen, Pferden und Gerätschaften. Die Kälte war ausserordentlich gross. Viele zur Rettung Herbeigeeilte waren im beständigen Umgang mit Wasser gleichsam mit Eis umpanzert. Einige Menschen verloren das Leben und andere haben wesentlichen Schaden an ihrer Gesundheit genommen. Auch an unsere Gemeinde gelangte in der Folge von Herisau ein Danksagungsschreiben[88]. (...) Um diese Zeit ergaben sich sowohl in der Nähe als in der Entfernung mehrere Feuersbrünste, die wohl meistens von Vernachlässigung herrührten, statt von Diebsgesindel, wie man öfters zu glauben geneigt war. (...)

DAS ENDE NAPOLEONS

Das Jahr 1812 war in Hinsicht des zeitlichen Segens weit hinter dem vorjährigen. Vorzüglich schadete der grosse Weltbrand, der Krieg, gegen das Ende desselben aus Deutschland ins Herz von Russland getrieben. Tapfere Schweizer fielen der Menge nach auf den dortigen Eisfeldern. Die Geschichte bewahret ihren Ruhm. Die Russen vergalten so zum Teil ihre frühern Verluste in der Schweiz. Da inzwischen diese braven Regimenter stets im möglichst kompletten Zustande erhalten werden sollten und zwar einzig unter dem Titel einer freiwilligen Werbung, so kostete auch in der Gemeinde Gossau, da jede nach ihrer Bevölkerung ergänzen musste, der Rekrut 12, 16 bis 18 Louisdors. Dieser freiwillige Zwang brachte gegen Frankreich auf; allein niemand wagte es, dem fürchterlichen Napoleon zu widerstehen. Zum Schrecken seiner Gönner fand er jedoch in Russland seinen endlichen Besieger. Die Natur selbst kämpfte gegen ihn und seine Armee, die herrlichste und prächtigste ward schrecklicher durch Frost und Hunger als durch das Schwert dahingestreckt. (...)
Der Jahrgang 1813 war der erste meiner neuen Beamtung sowie meines Ehestandes. Die erstere verursachte mir ausserordentlich viele Mühe und Anstrengung, da mir alles neu und ungewöhnt war und jetzt schon spürte ich



Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba am 3. März 1815. Radierung, o.J., Kantonsbibliothek St.Gallen, VGS o 62/45.

gar bald, dass mein ärztlicher Beruf sehr darunter leiden müsste, dem ich inzwischen bei der Wankelhaltigkeit der Zeit einmal entsagen wollte. Die Kreise Gossau, Waldkirch, Oberbüren und Wil standen nun unter meiner Oberaufsicht[89]. Also Arbeit genug. Ich bebte vor jeder Streitigkeit zurück und grenzte an die Schwachheit, die alles, ohne jemand zu beleidigen, gut machen möchte. Aber bald fand ich, dass das eine Torheit wäre, die sich kein Beamter sollte beigehen lassen, wenn er seine Pflichten ein strenges Genügen leisten will. Mit meiner Frau war ich vollkommen vergnügt, obschon einige Anfälle ihres Heimwehs nicht ganz angenehm auf mich einwirkten und ich zugleich Spuren wahrzunehmen vermeinte, auf welchen man ihr den leibhaftigen Eheteufel, die Eifersucht, einprägen zu wollen schien. Ich war daher einigmal heftig in Worten, weil ich mir keiner Untreue bewusst war.

Die grossen Weltangelegenheiten gingen ihren ernsten Gang fort. Die Franzosen, die nun seit langen Jahren in Europa den Meister spielten und beinahe für unüberwindlich gehalten wurden, rückten von allen Seiten gedrängt und von ihren Verbündeten verlassen, wieder näher gegen die Grenzen ihres Vaterlandes. Dadurch wurde auch die Schweiz bewogen, abermal einen Truppenkordon aufzustellen, wie es seit dem französischen Krieg öfters der Fall war, und im 9br. d. J. [November 1813] erfolgte von der Tagsatzung die Neutralitätserklärung. Obwohl die Franzosen den Schweizerboden nicht betraten, so rückten dennoch um die Mitte Christmonats [Dezember 1813] die übermächtigen Oesterreicher und Bayer ohne den geringsten tätigen Widerstand in Basel und Schaffhausen ein, um den Franzosen auf dieser Seite mit Nachdruck beizukommen. Der österreichische General Fürst Schwarzenberg[90] erliess, um sich das Schweizervolk zu gewinnen, eine Proklamation, die später viel Unheil stiftete, weil sie zu viel und mehr Freiheit versprach als der General geben konnte[91]. Der Jubel war allgemein. Man träumte überall nur von Landsgemeinden und dem schleunigen Umsturze der bestehenden Ordnung der Dinge. Aber ganz anders sprachen die diplomatischen Abgesandten der Mächte, so wie Zürich und Bern und andere Stände. Bern wurde allgemein verdächtigt, dass es, um seine ehvorige Meisterschaft besser zu behaupten, die Neutralität geflissentlich nicht habe handhaben wollen. Es schielte nach Aargau und Waadtland[92], so wie die kleinen Stände nach ihren ehemaligen Vogteien und der Fürst von St.Gallen[93] mit gleichem oder vielmehr bessern Rechten nach seinen ingehabten Landen. (...)

BRAND IN NIEDERDORF

Ich melde hier noch des Brandes in Niederdorf, welcher sich in der Nacht vom 19. auf den 20. Christmonat[94] 1813 zugetragen hatte. Gegen 10 Uhr brach das Feuer in der Behausung des Josef Anton Künzle (...) aus, welcher eben noch in dem nahe gelegenen Burgau abwesend war und dem Feuer von der Ferne zusehen konnte. Allem Anschein nach hatte auch hier Vernachlässigung und Unvorsichtigkeit stattgefunden. Ich sah beim ersten Alarm die Feuersäule zu meinem Hause hinaus. Nebst der hiesigen war schleunig Hilfe von Flawil, Herisau, Andwil, Bruggen etc zugegen; von Wil, Waldkirch, St.Gallen etc. auf dem Wege. Nebst Behausung und Stadel des obgedachten Künzle verzehrte die Flamme noch einen Stadel und das Doppelhaus des Barthli Künzle und Josef Scheyenwylers, zusammen auf 1500 [Gulden] im Brandversicherungsprotokoll geschätzt, welche Summe auch den drei Beschädigten ohne langen Anstand vergütet wurde, so dass sie und andern in der Nachbarschaft das Wohltätige dieser Anstalt einzusehen lehrten, so viel auch dagegen geschmäht wurde[95].

Weibliche Individuen wetteiferten bei diesem Anlasse mit Männern in Bedienung der Löschspritzen. Glücklicherweise standen die niedergebrannten Gebäude an andere benachbarte nicht angeschlossen, sonst wäre der Schaden leicht beträchtlicher geworden, zumal sich, da die höchste Gefahr vorüber war, sogleich ein heftiger Wind erhoben hatte. Tags darauf beaugenscheinigte ich die Brandstätte von Amtes wegen. Der traurigste Bericht war wohl, dass eine starke, gesunde Mutter mit einigen Kindern, Familienangehörige des Josef Anton Künzle, bei welchem das Feuer aufging, vermisst würden. Es wurden auch in der Tat von diesen vier Individuen zerschmetterte Kopf-, Stamm-, Arm-, Schenkel- und Fussstücke, so wie einzelne Muskel[n] und Eingeweide aus der Glut, ohne Zusammhang und alles in einem verkohlten oder gebratenen Zustande herausgehoben und mittags darauf unter einem grossem Zulaufe zur Erde bestattet. Ein trauriger Anblick! Welcher mich wohl vermochte, beim Untersuch, wie der Brand entstanden sei, mit Milde und Schonung zu verfahren. Versorget Feuer und Licht, ihr Menschen! (...)

GÄRUNG IM VOLKE[96]

Im Jahr 1814, den 10. Februar, abends zwischen 7 und 8 Uhr, ward mir mein Erstgeborener gegeben, Franz Johann[97] genannt; starb aber sogleich an den Folgen einer schweren Geburt. Gottes Hauch schwebe über ihm! Das ewige Licht leuchte ihm! (...)

Das wichtigste Ereignis in Europa war nun die Entthronung des französischen Kaisers und seine Verweisung durch die siegenden Mächte nach der Insel Elba, so wie die Rückkehr der alten französischen Herrscherfamilie. Ich muss auch hier auf die Zeitgeschichte hinweisen, so wie über nachstehende politische Bemerkungen. Es konnte nicht anders geschehen, als dass die grossen Veränderungen in Frankreich, so wie in unserm Weltteil überhaupt, auch kleinere Veränderungen in der Schweiz hervorbringen mussten. Alles, was an Napoleon erinnerte, sollte nun auf einmal aus dem Wege geschafft werden. Daher ward auch die Mediationsakte zertreten, die zur Zeit als ein Meisterstück und als das einzige Rettungsmittel für die Schweizer angesehen wurde. (...) Begierig haschten die Urstände[98] nach ihren alten Volksverfassungen. Die aristokratischen Alt-Kantone[99] suchten ihren ehevorigen Ruhm ebenfalls zu behaupten, während sich auch die neuen Kantone aus der einmal erworbenen unabängigen Stellung ebenfalls nicht wollten verdrängen lassen. Die Tagsatzung verweilte über Zänkereien aller Art beinahe ein Jahr lang in Zürich unter Aufsicht – möchte man sagen – der Agenten von Österreich, Russland, Preussen und England.

Mittlerweile nahm die Gärung unter dem Volke in verschiedenenen Kantonen, vorzüglich im unsrigen, zu und man stützte sich laut auf die angeführte Proklamation[100] des österreichischen Generals Schwarzenberg und gedachte auf nichts Geringeres, als eine ganz neue Regierung aus der Mitte des Volkes hervortreten zu lassen. Sargans von Glarus, Uznach von Schwyz angezogen und gereizt, suchten sich von St.Gallen zu trennen[101]. Im Bezirk Gossau und Rorschach sammelte man Unterschriften zu Gunsten des ehemaligen Fürstabts. Das Rheinthal war entzündet, das untere Toggenburg zum Teil bewegt. Die Stadt St.Gallen war auf ihr eigenes Interesse mit Schlauheit bedacht und ging in Bezug auf Achtung und Gehorsam für die bestehende Obrigkeit mit keinem guten Beispiel voran, wie sich hierfür Belege aufführen liessen. Das obere Toggenburg beobachtete ohne weiteres die angemessenste Klugheit, so dass in der Folge auch nicht ein einziges Individuum von dort zur Verantwortung gezogen wurde. Kostspieligkeit der Regierung im Ganzen und unterdrückter Volkswillen war die allgemeinste Klage.

Die Verfassung vom 31. August 1814 erschien und erregte allgemeinen Unwillen nicht nur, weil das meiste alte beibehalten war, sondern auch, weil sie von einer Minderzahl des Grossen Rates angenommen worden sei, was selbst von im Rate anwesenden Mitgliedern ausgestreut wurde[102]. So ward sie als ein gewaltsam eingeschätztes Machwerk der Regierung, wenigstens der Mehrheit ihrer Mitglieder, angesehen (...) Das Volk sah sich in seiner Hoffnung gröblich getäuscht und es war ein Verbrechen, wenn man ihm, wie es doch in der Tat war, beweisen wollte, dass weder die alliierten Mächte noch die grossen Schweizer Kantone weder im Kanton St.Gallen noch anderswo neue Demokratien, wie in den kleinen Ständen, zugeben wollten. Unter diesen ungünstigen Umständen

sollte bei zunehmender Gärung die neue Verfassung im Kanton eingeführt werden. Auf den 18. September [1814] waren daher die Kreisversammlungen anbefohlen. An vielen Orten liefen sie ruhig ab. An andern gab es Anstand, wie z.B. in Wil, was später für einige Bürger sehr unangenehme Folgen hatte. Ich stand der hiesigen als Friedensrichter vor. Sie war zahlreich [besucht] in der Kirche. Man berief sich auf zwei angesehene beamtete Bürger von Andwil, die wohl auch zugegen wären, «wenn, wie man sagte, etwas Gutes an der Sache wäre.» In der Tat war mir das von keiner guten Vorbedeutung. Man wollte das betreffende Wahlkorps nicht ernennen. Man äusserte: Wer so ein Amt annehme, sei kein Biedermann.

WIDERSTAND IN GOSSAU[103]

Niemand unterstützte mich. Man tobte und lärmte. Ich erklärte und suchte zu beruhigen. Es war umsonst; man wollte mich nicht verstehen. Ich warnte vor möglichen unangenehmen Folgen, welche so etwas verursachen könnte (...) Man wurde nur schwieriger und ein Bauer näherte sich mir mit einer Miene, die nicht viel Gutes versprach. Die Ortsvorsteher schwiegen zu allem, weil sie erschreckt schienen und selbst keinen guten Willen für die Sache haben konnten. Ich blieb standhaft, forderte zur Ordnung auf, liess aber diejenigen austreten, die nicht verbleiben wollten. So gelangte ich endlich zu einem provisorischen Wahlkorps, weil die Ernannten bereits alle den Abschlag gaben und protestierten. Indessen war mir dieses Gelingen nicht unwichtig; die Versammlung musste wenigstens nicht wieder, wie es an vielen Orten geschah, abgehalten werden und kein einziger Bürger wurde wegen dieser Verfallenheit weder zu Rede gestellt noch zur Bestrafung gezogen. Die ganze folgende Woche hindurch war scheinbare Ruhe. Man begnügte sich, das gesunkene Ansehen und die wahrhaft gross gewordene Schwäche der Regierung auszukundschaften. Man freute sich des beharrlichen Widerstandes der Bezirke Uznach, Sargans und des Rheintals und wollte selbst aus der Hauptstadt schmeichelhafte Winke haben. (...) Man sah gleichsam die Flucht der mehrsten Regierungsmitglieder[104], welche nach wenigen Tagen erfolgte, voraus und hatte mitunter sogar die Schwachheit, von den schlauen Appenzellern tätigen Beistand zu hoffen. Man wusste, dass die Stadt St.Gallen eigene Geschäftsmänner zu eigenem Zwecke an die Tagsatzung nach Zürich sandte und war darüber mit Recht misstrauisch und, um kurz zu sein, über alles erbittert, was nur immer die Regierung berührte. Solche und noch weit grössere Übel hatte Schwarzenbergs angeführte Proklamation eingeleitet. Es ist begreiflich und zum Teil verzeihlich, dass Gossau «dieser stiftische, aber stets appenzellisch gesinnte Flecken», sagt Johannes von Müller[105], in Eroberung der Freiheit nicht zuletzt sein wollte, zumal das Verfahren gegen die beiden letzten st.gallischen Fürsten, Beda und Pankraz[106], noch in grosser Erinnerung war und zum Teil als Muster diente, wie man die Obrigkeit bezwingen könne. Anton Künzle von Niederdorf, ein Wagner, hatte, wie der spätere Untersuch zeigte, den unglücklichen Einfall, durch ausgesandte Boten, mitten in der Nacht eine Gemeindeversammlung auf Montag Morgen, den 26. September [1814], zum «Hirschen» dahier zu veranstalten. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, wurde mitunter vorgegeben, als wenn der Befehl von den Ortsvorstehern gegeben worden wäre. Ununterrichtet von allem dem sah ich das Zusammrottieren mit einiger Bangigkeit. Erst ein Jahr lang Beamter war das spöttische Lächeln vor meinem Hause keine angenehme Bedeutung. Ich ging aus, um das weitere zu vernehmen und kehrte sehr beunruhigt zurück. Die Gärung war ungestüm (...) Vernünftige Vorstellungen wären ein Wagstück gewesen. Man hörte von Drohungen. Die Mitglieder (nebst dem Gemeindammann) des Gemeinderats erschienen ebenfalls im Dorfe, weil ihnen das Zurückbleiben in verschiedenen Hinsichten hätte gefährlich werden können. Sie liessen mich befragen, wie sie sich in dieser Klemme zu benehmen hätten? – Klug, meinte ich. Sie möchten sich deshalb nicht mit dem Haufen vermischen, ausser es wollte Zwang angelegt werden wollen, wohl aber in einer eigenen Sitzung und in einem eigenen Hause abwarten, was die Volksversammlung beschliessen werde. So gesagt und mit gutem Erfolge getan, während anderwärtige Ortsvorsteher ihres Mithaltens wegen später bestraft wurden.

Die Versammlung zum «Hirschen», worunter sich zu meiner Vertröstung unwidersprechlich rechtschaffene Männer befanden, konnte glücklicher-

weise keinen raufsüchtigen Anführer finden. Wagner Künzle, der [An]Stifter, zitterte aber über das, was er angefangen hatte und nicht fortzusetzen wusste, vor sich selbst. Indessen wurden in bunter Unordnung und Eile, wie es scheint, zur bessern Betreibung der vaterländischen Sache eine Anzahl Ausschüsse gewählt und ein Abschluss gefasst, welchen Herr Hauptmann Josef Anton Lorenz von da, angeblich darzu gedrungen, in nicht sehr überdachten Ausdrücken niedergeschrieben hatte. Obwohl ihr eine gewisse Machtvollkommenheit an der Stirne geschrieben stand, so begab sich die Versammlung, im Ganzen genommen, sehr gelassen auseinander. Ausschüsse brachten nun den gedachten Beschluss an den harrenden Gemeinderat, mit dem Ansinnen, die Sache nunmehr ohne Vorschub weiter zu betreiben. Ich wohnte dieser Ceremonie bei und zwei rohe ausgezeichnete Freiheitslümmel (...) wollten mir auf eine stürmische Weise nicht weniger als meine eigene Unterschrift für ihr System zumuten. Ich verweigerte das auf die entschlossenste Manier und mit gewagter Heftigkeit, weil ich den Gemeinderat, wenn auch nicht in der Tat, doch wenigstens pro forma noch für mich gestimmt fand, weil die ganze Machenschaft ohne Plan, ohne Überlegung, ohne Sachkenntnis, ohne klügern Rat und ohne alle Politik angelegt war; weil mir mein ganzes Inneres sagte, dass das Regiment nur kurz bestehen werde und weil ich daher mein Gewicht noch nicht ganz verloren fühlte.

Ich war indessen in der offenbaren Gefahr, dass jeder umsichtigere Vorschlag von mir als Verrat angesehen würde. Schweigen und Dulden sind unter Umständen vortreffliche Tugenden. Mittlerweil hatten in Andwil (...) und so wie in Niederwil ähnliche Versammlungen und Vorkehrungen statt[gefunden]. Man schloss sich an Gossau an. Waldkirch, Bernhardzell und Niederbüren traten wenigst mit Unterschriften ebenfalls bei und der nun einmal gefasste Volksbeschluss wurde in der unüberlegtesten Hitze mit allen seinen auffallenden Eigentümlichkeiten schon am 2ten Tage nach seiner Geburt an die bereits in St.Gallen, meist wegen den ernstlicheren Sarganserunruhen, angelangten eidgenössischen Repräsentanten[107], Landamman Zellweger[108] von Trogen und Escher[109], des Rats von Zürich, abgegeben. Ohne diese unglückliche Übereilung wäre das Geschehene wahrscheinlich nicht einmal ernsthaft zur Sprache gekommen. Man tat sich aber, statt den Fehler einzusehen, vielmehr noch gross darmit und die Urheber und die Teilnehmer an dieser Schrift büssten ihren Versuch erst später (und mitunter auf eine sehr harte Weise) mit schwerem Gelde. (...) Ich lebte daher einige Tage hindurch mit meinem lieben Weibe, die doch in jeder Beziehung unschuldig war, nicht ohne Sorgen, ob ich mich gleichwohl wegen meines amtlichen Tun und Treibens vor Gott gerechtfertiget sah und bei weitem nicht allen Volkswünschen abgeneigt war, was ich schon oft bei Hohen und Niedern schriftlich und mündlich zu verstehen gegeben hatte. Das half aber nichts, ich blieb mir selbst und einzig überlassen und hatte das Glück nicht, auch nur einen teilnehmenden Freund zu finden. Priester und Beamte, sogar die Polizeidiener, Bekannte, Verwandte und Nachbarn, alles zog sich von mir zurück und wenn es noch einen Entschuldigungsgrund gab, so war es der elende, «man wolle nicht angesehen sein, als wenn man es mit der Regierung und ihren Beamten halten würde oder man käme selbst in Gefahr und so fort.» Männer und Weiber, denen ich als Arzt in Not und Tod beigestanden war, kannten mich kaum noch dem Namen nach und eine Anzahl Heuchler, denen ich mancherlei Dienste erwiesen hatte, lächelten im Hintergrunde. Weil man mir auch nicht eine einzige rechtswidrige Handlung zur Last legen konnte, so nahmen Hass, Neid, Missgunst und Bosheit Ausflucht zu Lügen und Verleumdungen. Es wurde mit satanischer Absicht ausgestreut, als hätte ich aus dem Thurgau und von Herisau militärische Exekution erbeten. (...)

THURGAUER TRUPPEN IN GOSSAU

Mittags, den 29. September [1814], kam unvorgesehen und ohne vorläufige Anzeige, was auch mich sehr in Harnisch und Unwillen brachte, ein Bataillon Thurgauer[110], circa 500 Mann, die über das Wittenbach nach St.Gallen gekommen waren, woselbst sie gar unfreundlich aufgenommen wurden. Bekannte sprengten schnaubend und ängstlich zu mir ins Haus mit dem Aufruf und der Frage: Was ich um Gottes Willen getan habe!? Es sei allgemein Sage, das seien Exekutionstruppen, die ich ver-

langt habe; man fluche und drohe auf mich und ich möchte dahin wirken, dass sie sich sogleich wieder entfernen und nicht einquartiert werden oder man setze sich der grössten Gefahr aus. Mir war alles fremd und der ganze Auftritt eine unbekannte Sache. Mittlerweil[e] vernahm ich vom Quartieramt, dass die Truppen einzig über Mittag verlegt werden sollten. Dazu war es zu spät und die Stimmung der Einwohner, denen sich bald auch Auswärtige beigesellten, war entschieden zu rasch und ungestüm. Das Militär, von welchem schon einzelne beschimpft worden sein sollen, imponierte nicht und schien sogar furchtsam und ehender geneigt, das Volk im nötigen Fall zu begünstigen, als sich mit demselben zu messen. Meine Lage war ziemlich kritisch. Ich ging mit einigen andern Bürgern zum Oberst des Bataillons, schilderte ihm dieselbe und unter Umständen seine eigene. Dieses hatte zur Folge, dass er vom Einquartieren in die einzelnen Häuser abstand und zugab, dass die Truppen in den Wirtshäusern verpflegt wurden. Zugleich zeigte er die eidgenössische Ordre, nach welcher er über Gossau und Wil ins Thurgau zurückberufen wurde. Dieses beruhigte die Gemüter so ziemlich, jedoch ging es füran über die Regierung los, dass sie dergleichen Kostspieligkeiten und Züge und damit verbundene Drückungen veranlasse. Ironisch höflich dankte ich dem Oberst für die mir angetragene Sicherheitswache, indem ich mich ohne dieselbe weit sicherer glaubte. Er weilte kaum ein paar Stunden und zog ziemlich matt ab, nachdem ich mich bereits überzeugte, dass seine Truppen keinen Angriff ausgehalten hätten.

DIE EIDGENÖSSISCHEN TAGSATZUNGSREPRÄSENTANTEN IN GOSSAU

Ich wurde noch am gleichen Abend vor die Herren Tagsatzungsrepräsentanten in St.Gallen berufen, von denen sich das Volk nur allzuviel Gutes versprach.[111] (...) Nachdem ich über politische Verumständungen im hierseitigen Bezirk im allgemeinen zu Rede gestellt wurde, so eröffneten die Repräsentanten: dass ihre Reise auf Morgen nach Oberbüren und Wil bestimmt sei, in welchen Kreisen ebenfalls einige Geschäfte beizulegen wären, zuvor aber werden sie in Gossau ankehren, weshalb ich eine bestimmte und benamste Anzahl angesehener Männer vorzubescheiden hätte. Zugleich gab man mir gegen meine Vorstellung von möglicher Personalunsicherheit die Ordre, noch in der nämlichen Nacht nach Gossau zurückzukehren, weil der Beamte auf seinen Standpunkt gehöre. (...)

Vormittags den 30. September [1814] zeitlich trafen die hohen Abgeordneten und mit ihnen die vorberufenen Bürger von Gossau und Andwil ein und zwar in meiner eigenen Behausung. Barsch führte Herr Landammann Zellweger das Wort, dem Herr Escher sanft und fast lächelnd ohne Ausnahme beistimmte. Man forderte vor allem unbedingtes Anschliessen an die bestehenden gesetzlichen Verordnungen, ohne Rücksicht auf Schwarzenbergs Proklamation und angebliche Versprechungen der Alliierten. Ein paar anwesende Männer, welche sich noch jetzt weigerten, die ihnen zugemutete Stelle ins Wahlkorps anzunehmen, vorstellend, das Gesetz wolle sie ihnen gegen ihren freien Willen nicht aufzwingen, wurden durch heftige und rohende Ausdrücke des Landammann Zellwegers endlich doch zur Nachgiebigkeit bewogen. Anbei ward gleichwohl die Vertröstung gegeben, dass man zur Zeit allfällige Beschwerden auf gesetzlichen Wegen und schriftlich ungehindert an die Herren Repräsentanten einlegen möge. Schliesslich zeigte Herr Zellweger an, dass der gestern über Gossau gewiesene Thurgauer Oberst Egli schriftliche Klage über Beschimpfung seines Bataillons gemacht habe und befahl daher bei Verantwortung und Exekutionsstrafen für das Dorf, dass sogleich ein Untersuch angehoben und das Resultat desselben unvermittelt eingesandt würde. Die Herren Repräsentanten eilten weiters und nun war das grösste Ungewitter, wenigst dem Schein nach, über meinem Haupte verschwunden und ich atmete mit den Meinigen wieder leichter.

Am gleichen Tage noch wurde der anbefohlene Untersuch unter meinem Vorsitze eingeleitet und in den folgenden [Tagen] vollendet, zeigte aber nicht viel Beschimpfendes und hatte daher auch keine besonderen Nachteile und Widerwärtigkeiten zur Folge. Die Tagsatzungsherren waren kaum aus meinem Hause getreten, so war nun die einstimmige Rede, man müsste jetzt doch seine Beschwerden auch eingeben, sonst, wenn man nichts sagen würde, wäre man noch schlimmer da-

ran. So genannte Kraftmänner, die mit ihren Weibern alles besser wissen und können wollen als andere, eingebildete Volksverteidiger mit etwas Geld oder groben Fäusten, die sich in den Sturm hineinwagten, ohne zu wissen, wie sie unter Umständen sich wieder würden zurückziehen, fanden es nicht zu kriechend, dem ebenfalls vorberufenen Herrn Appellationsrichter Schaf[f]hauser von Andwil und mich, beinahe demütiglich, anzusuchen, einen diesfaltigen schriftlichen Entwurf zu verfertigen, nachdem sie uns noch vor wenigen Tagen keines gnädigen Blickes zu würdigen beliebten. Nicht aus Verbindlichkeit gegen belobte Patrioten, auch nicht aus Furcht und nicht um Sold und Geld, sondern weil es an Stoff nicht mangelte und weil zur Begünstigung des unschuldig entbrannten Volkes nun doch etwas gesagt werden musste, was seine geschickten Anführer nicht mit Anstand sagen konnten, entschlossen wir uns zu dieser Arbeit, die später ausgefertigt (...) und nicht ohne allen Erfolg eingegeben wurde.

So ging diese Prüfungszeit vorüber, die mir wegen der Ungewissheit ihrer Ausbrüche manche bange Stunde veranlasste. Jetzt berannten eidgenössische Kolonnen den nicht bloss insubordinierten, sondern eigentlich insurgierten Bezirk Sargans von [zwei] Seiten und besetzten ihn, wie leicht zu erachten war ohne Widerstand. Aber nicht lang vermochte er die Truppen zu erhalten und so wurden sie rückgängig verlegt. Auch Gossau und ich selbst wurden mit Einquartierung heimgesucht und hatte dieses wahrscheinlich teils den vergangenen Auftritten, teils der Abneigung des Kriegskommissariats in St.Gallen zu verdanken. Meisterlich ungezogen und lümmelhaft hatten sich die meisten Soldaten und Offiziere der Standeskompagnie von Basel betragen (...) Die militärische Okkupation im Kanton, mit Ausnahme des Oberen und Unteren Toggenburgs, obwohl auch im letztern einige Umtriebe vorgegangen waren, dauerte über den Lauf des gegenwärtigen Jahres hinaus. (...) Lasset Euch, liebe Mitbürger, nie wieder zu Unordnungen oder gar zu einem Auflaufe gegen eure Regierung bewegen! Man findet überall Lasten, überall Anlass zu gerechten und ungerechten Klagen. Eure Volksvertreter im Grossen Rate kennen Eure Beschwerden. Seid nicht ungerecht gegen dieselben, weil sie das nicht auf einmal können, was sie wünschten. (...) Vertraut unter Umständen den Beamten, die aus eurer Mitte gewählt sind. Keiner ist so besoldet, dass er deshalb an euch zum Verräter werden könnte. Nehmt euch für diesmal ein sehr belehrendes Beispiel an den Obertoggenburgern. Sie waren im ganzen wahrscheinlich nicht besser als andere für die Regierung gestimmt. Aber sie folgten ihren Beamten (...) Noch lebte während diesen Unruhen der in dem [17]90ger Jahren sehr bekannte und geliebte und gefürchtete Volksanführer Johann Künzle[112] unter uns, weitumher verlassen und bereits in Armut geraten, der sich aber um so weniger in diese Geschäfte einmischte, als er solcher Auftritte aus Erfahrung müde war und still, aber lächelnd einsah, was daraus in kurzem erfolgen würde. Ruhe und Ordnung traten unter krampfhaften Zuckungen zurück, bei welchen dem gedachten Landammann Zellweger von einem grossen Teil unseres Volkes ewiger und vielleicht ungerechter Hass geschworen wurde. (...)

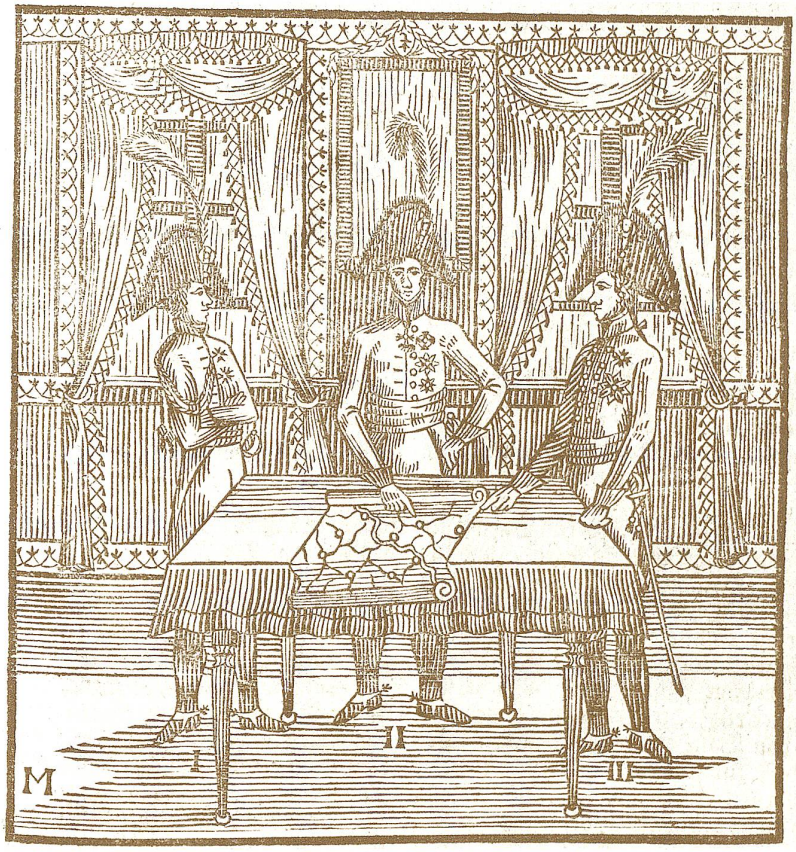
Der Kongress in Wien oder die grossen Herren aller Mächte ordneten in Wien das europäische Völkerglück und stellten auch eine Erklärung für die Schweiz aus, 20. März 1815, worin sie unter anderm beschlossen, dass die Kantone Aargau, Waadt und St.Gallen den Ständen Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug, Glarus und Appenzell I.R. ein Kapital von 500000 Schweizerfranken Entschädigung für die verlorenen Vogteien zu bezahlen hätten[113] (...)

Die Kongressherren waren mit ihren Arbeiten noch nicht zu Ende, als der verbannte Napoleon Bonaparte unversehens in Frankreich landete und dasselbe, man kann sagen, in wenigen Tagen ohne Schuss und Streich wieder in Besitz nahm, da ihm alles entgegenlief. Aber jetzt wurden die Feuerschlünde von ganz Europa gegen ihn aufgeführt. Man begeisterte das Volk mit schönen Worten und ungeheuren Versprechen und gab ihm später nur so viel, als man für gut befand, wie es allemal zu gehen pflegt. (...)

Im folgenden Juni [1815] ward Napoleon in einer mörderischen Schlacht[114] überwunden, das zweite Mal entthront und dann als Gefangener für sein ganzes übriges Leben nach der weit entlegenen Felseninsel St.Helena abgeführt. Die verbundenen fremden Mächte, eigentlich Österreich, übertraten auch bei diesen Anlasse, wie bereits angewöhnt, wieder unsere Grenzen ohne Widerstand und die Schweizer krönten ihren Feldzug darmit, dass sie, wie es

vielen Zeitgenossen schien, ohne Not, das nahe Frankreich mit einem Teil ihrer Truppen berührten. Später musste ihnen der Nachbarstaat für ihre Bemühungen mittelst Einwirkung der hohen Mächte ein paar Milliönchen Franken bezahlen (...) Im Februar dieses Jahres [1815] ward ich zum Mitglied des Grossen Rats gewählt und unterzog mich nach einigem Bedenken. Im darauf folgenden März [1815] erhielt ich den Ruf in das Sanitätskollegium einzutreten, lehnte aber denselben ab, um nicht von lauter Ämtern zu erblinden. Gleichwohl nahm ich im April [1815] darauf die Stelle im Katholischen Administration[115] an (...)

Abends, den 19. September [1815], ca 8 et ½ [Uhr] ward mir mein zweites Kind, Johanna Barbara genannt, geboren, starb aber schon Morgens den 6. Oktober darauf. Der Verlust schmerzte. Aber der Blick in die Zukunft tröstet allmächtig, so wie das Gefühl, es habe der Vorsehung gefallen, die Eltern zu prüfen, die Kleine aber unter die Seligen aufzunehmen, bevor sie das Elend der Welt und ihre Verführung bedrohte, gegen welche alle Vorsicht der Eltern kaum noch etwas vermag. (...)



Am 14. Januar 1814 trafen sich in Basel Zar Alexander I. von Russland, Franz II. von Österreich und Friedrich Wilhelm III. von Preussen, um das Vorgehen gegen Napoleon zu besprechen. Holzschnitt aus dem «Appenzeller Calender auf das Jahr 1815». Kantonsbibliothek St.Gallen, VYM 4001/1815.

DIE NEUE KANTONSVERFASSUNG VON 1815

Die Schweizer ordneten oder unordneten ihren herkömmlichen demokratisch-aristokratischen Mischmasch je nach überwiegenden Volks- oder Geisteskraft in ihren verschiedenen Gauen. Manches (...) fiel schlimmer aus als in der Mediationszeit. Die neue Verfassung des Kantons St.Gallen konnte sich nach allen Vorgängen des Beifalls der Masse nicht erfreuen (...) Ich gebe zu, einheimische und fremde diplomatische Kunst haben meisterhaft am Werke gezimmert, stehe aber in der festen Überzeugung, dass jede versuchte Bewegung dagegen mit eiserner Strenge unterdrückt worden wäre. Die Einführung erfolgte. Unter andern Veränderungen, damit man dem Volke, wie unter solchen Umständen gewährt, etwas eingeräumt zu haben schien, wurden die bisher von der Regierung vergebenen Friedensrichterstellen aufgehoben und statt derselben von den Kreisgemeinden selbst gewählte Kreisammänner eingeführt. Mein Friedensrichteramt war also Gottlob vollendet

und das mir zugemutete Kreisamt hatte ich von mir abgelehnt. Auch der missbeliebt gewordene Titel der (Exekutions-) Vollziehungsbeamten wurde in jenen mildern der Bezirkstatthalter umgeschaffen. Wie in den sieben übrigen Bezirken meine bisherigen Kollegen, so wurde auch ich in dem hierseitigen zu dieser Würde ernannt. (...) Der neue Titel gemahnte alte Leute öfters an die ehemaligen geistlichen Statthalter aus dem Kloster St.Gallen, besonders in der Alten Landschaft und mir begegnete nicht selten von gutmütigen Menschen noch als «ehrwürdiger oder gar hochwürdiger Statthalter» angesprochen zu werden.

BUSSEN FÜR GOSSAUER

Die durch die Störungen von 1814 veranlassten eidgenössischen und Kantonalkosten, man sprach damals von 70 bis 80000 [Franken], waren immer noch als eine sehr unangenehme Restanz auf der Tagesordnung. Der Grosse Rat, am 1. April [1815], dekretierte daher ein Spezialgericht[116]. (...) Es ging vom Grundsatze aus: «Die ruhig gebliebenen Bürger könnten nicht belangt und belästigt werden» und instruierte dahin, die Unkosten auf alle diejenigen nach Massgabe ihrer Schuld und ihres Vermögens zu verteilen, welche seit der neuen Ordnung der Dinge und gegen dieselbe als Beteiligte vorgefunden würden. Das schien mir, was ich offen und laut erklärte, etwas sonderbar! Eine Menge Wühler in verschiedenen Bezirken, weil sie nicht im Steuerregister vorgefunden werden konnten, entgingen dadurch aller und jeder Ahndung, während hinwieder viele habliche Ehrenmänner, denen kaum ein wirkliches und bewiesenes Vergehen vorgeworfen werden konnte, tief in die Patsche hinein gezogen wurden. (...) Jetzt zeigte sich erst, nachdem man alles vergessen glaubte, die schlimmen Folgen unkluger Übereilung im September 1814 auch für die hiesige Gemeinde. (...) Wie ein Wetterschlag auf den andern, so folgten die obern Befehle zum Sachuntersuche an mich, der sich über Gossau, Andwil, Waldkirch, Niederbüren und Niederuzwil erstreckte und zwar ohne eines Hellersnote Entschädigung von irgend einer Seite, daher ich einer späteren diesfalsigen schurkischen Anspielung in einem bekannten Radikalblatte deshalb, wie in anderen Beziehungen, ruhig begegnen und sie verachten konnte. Meine Vorstellungen gegen die Erfüllung erhaltener Aufträge vermochten nichts. (...) (...) Sofort stieg das Verzeichnis der Angegebenen nach und nach, man kann sagen, ohne amtliches Hinzutun und Wirken auf über neunzig Individuen in der politischen Gemeinde Gossau und (...) nach vielen Plackereien, Verdriesslichkeiten und Abmühungen von mir, fällte die Kantonalkommission in Hinsicht auf den Bezirk Gossau die im Kasten unten aufgelistete Sentenz[117].

In der Folge kamen bis zur Abzahlung noch beträchtliche Zinsen hinzu, die ebenfalls ohne Rücksicht beigetrieben werden mussten, wonach sodann der Betrag im ganzen nahe [Gulden] 18000 gestiegen ist oder Franken: 26187 [Batzen] 6 [Heller] 21 und das einzig und allein aus einem Bezirk, dem meines Wissens nicht eine einzige wirkliche revolutionäre Handlung aufgewiesen werden konnte; der weder zu bewaffnetem Widerstand griff wie im Rheintal, noch die eidgenössischen Repräsentanten persönlich insultierte wie das in Sargans stattgefunden hatte und (...) also auf keinen Anlass zu einem militärischen Aufgebote von der Tagsatzung gegeben hatte. Das daherige

62	Individuen aus der polit. Gemeinde Gossau und	
2	ditto von Andwil sollen	4710.22
	Das eine und einzige Minimum war [Gulden] 2.19	
	Das eine Maximum [Gulden] 555	
	Mehrere Ansätze konnte ich nie und nimmer begreifen.	
1	Individ[uum] in Waldkirch und	
1	d[it]o in Niederbüren wurden angesetzt um	800.07
3	d[it]o aus der politischen Gemeinde Niederhelfenschwil (die aber nicht in hiesigen Untersuch fielen) und	
8	von Niederwil zusammen	487.56
18	aus dem Kreise Wil der ebenfalls nicht in den hiesigen Untersuch kam – einer da um [Gulden] 10175 allein angelegt zusammen	11291.51
	Summa [Gulden]	17290.16

Gossau war im Gegensatz zu den frühindustrialisierten Gegenden weniger stark von der Hungerkrise 1816/1817 betroffen. Die Hunger- und Teuerungs-Tafel auf Schloss Oberberg, Gossau.

MERKWÜRDIGE BESCHREIBUNG DER BEISPIELLOSEN THEURUNG DES JAHRES 1817

Merkwürdige Beschreibung der beispiellosen Theurung des Jahres 1817, welche schon im May 1816 anfieng und bis den 23ten Juni 1817 so entsetzlich überhand nahm, dass viele Menschen Hunger erstorben auf dem Felde gefunden wurden. Siehe Figur die 4. Das allerbetrübteste war die Verdienstlosigkeit, das war die Ursache, dass alle Hausarmen schon im Anfange dieses Jahres um das Allmosen ausgehen mussten und oft eine jammervolle Weise Menschen ihr trauriges Leben endeten. Oft zählte man in einer einzigen Wiese zur gleichen Stunde 30 bis 40 Menschen, die unter dem Vieh ihre Nahrung aufsuchten, siehe Fig. 2. Da diese Nahrung den Menschen nicht dienten, so starben sie bald dahin. In vielen Gemeinden starben wöchentlich 10 bis 14 erwachsene Personen aus Mangel an Nahrung. Siehe Fig. 3. Die Regierung unsers Kantons verfügte, dass jede Gemeinde ihre Armen selbst zu versorgen habe. In einigen Gemeinden, wo bessere Einrichtungen und bedeutendes Armengut vorhanden war, wurden sie kräftig unterstützt, in einigen aber viel zu schwach, daher kam es zum Auswandern, auch diesem wurde bald Einhalt gethan. Ueberall wurden Policeyen aufgestellt, die von den Auswandern ein gewisses Reisegelt wollten gesehen wissen, widrigen Falls ihr Weiterkommen gehemmt wurde, siehe Fig. 1. Doch Regen bringt wieder Sonnenschein: Das Jahr 1817 war so gesegnet, dass alle Früchte bedeutend abschlugen u. die Theurung ein Ende nahm. Preise der sämtlichen Lebensmitteln von 1817: Ein Sack Korn in Roschach 110 fl. (Gulden). Ein Vierlig Schiltmehl in Liechtensteig 4 fl. (Gulden). Ein Vierlig Mussmehl 2 fl. 42 Kreuzer. Ein Pfund Schmalz à 40 Loth 36 Kreuzer. Ein Brod à 4 Pfund 1 fl. 52 Kreuzer. 1 Pfund Fleisch 15 Kreuzer. 1 Pfund Speck 24 Kreuzer. 1 Mass Wein (ordenäre) 1 fl. 1 Vierlig Aepfelschnitz 1 fl. 52 Kreuzer. Birnschniz 2 fl. 52 Kreuzer. Gersten 3 fl. 24 Kreuzer. 1 Pfund Erdäpfel 8 Kreuzer. 1 Pfund Zieger 15 Kreuzer. 1 Pfund Butter 30 Kreuzer. 1 Pfund Ries à 52 Loth 28 Kreuzer. 1 Klafter Heu 30 fl. Herr Jesu nim dich unser an, du bist ja Gott der helfen kann. Gottes Güte und Eltern Treu ist mit jedem Morgen neu. Erkenne du mein Volk, dass ich der Herr euer Gott bin.

Eine von Hunger entkräftete, weinende und klagende Familie. Aquarell um 1817, Kantonsbibliothek St.Gallen, VGS q 2 Z/5.

Verfahren, dem ich in allen seinen hierörtigen Verzweigungen einmal huldigen konnte, hinterliess nicht ohne Grund bittere Erinnerungen, weil man, wie es schien, auch nur auf die leisesten Veranlassungen hin, die unter andern Umständen vielseitig nicht einmal zum gewöhnlichen Vergehen hätten gestempelt werden können, die bedürftigen Batzen und Gulden lediglich da auffischte, wo sie am leichtesten zu finden waren!

TEUERUNG UND HUNGERSNOT 1816/1817[118]

(...) Wer die im Jahr 1816 nach einem harten Winter erst begonnene teure Zeit vergessen könnte, müsste bei Unverstand gewesen sein. Schön war noch der erste Frühling. Aber bald trat verderbliche Kälte ein. Nebel, Regengüsse, Überschwemmungen, alle Monate frischer Schnee in den höhern, selbst in den tiefern nähern Gebirgen, öfters Einheizen und so fort charakterisierten den traurigen Sommer. Alles Wachstum wurde gehemmt, verdorben (...) unreif, kraftlos, selbst schädlich. Man konnte es als wirkliche Not ansehen, dass der hiesige Pfarrherr am «Schutzengelsonntage»[119] das Heueinsammeln, und zwar auf eine empfehlende Weise erlaubte, worüber er, Heinrich Müller-Friedberg[120], samt der Vorsteherschaft gleichwohl noch ziemlich verketzert wurde (...) Viele regten sich hastig und besorgten wichtige und wohltätige Einfuhren. Wer es nicht tat und liegendes hatte, kam tags darauf schon wieder zu spät. Den ebenso unbändigen Herbst drückte der Nebel den Stempel des Kummers und Schreckens auf die Gesichter des Volkes. Unreife Sammlungen[121] wurden eingestadelt. Nach Gallustag[122] sah man noch unzeitigen[123] Hafer in unserer Gegend stehen und am fünften Tage darauf schon erste wilde Schneegestöber mit der Folge von Frost. Zunahme der Teuerung und der Armut. Schon galt das Pfund Brot 12 [Kreuzer]; die Ledi[124] Obst 8 bis 11 Gulden; der Zentner Erdäpfel 4 à 5 Gulden und alles verhältnismässig. Unschätzbares Glück war, dass uns ein milder Winter in den März 1817 hinüber geleitete. Man sah wenig Schnee und aus diesen und andern Ursachen auch keine Schlittenfahrten. Selbst der alte Nachbar Säntis war weniger als im abgewichenen Sommer mit Schnee bedeckt. Viele Nächte gingen ohne Frost und Reif dahin. Gegen die sonnstehende Wohnungen konnten häufig das Einheizen ersparen und Anfang Hornungs[125] sah man gewöhnliche Frühlingsblümchen im Freien. Indessen zogen die Preise der nötigsten Lebensmittel tagtäglich noch mehr an. Die Zufuhren aus Schwaben, eigener Bedürfnisse wegen, erklekten nicht mehr. Vergeblich schimpfte man auf Wucher und Schelmerei. Das Übel lag dermalen weiter und tiefer verbreitet, obwohl nicht zu leugnen ist, dass aus der allgemeinen Not noch mancher Partikular[126] seinen Nutzen zog. Kein obrigkeitliches Mandat war mehr notwendig, um des Volkes Lustbarkeiten und Ausgelassenheiten zu begrenzen. Die Masse desselben war demütig genug zu bekennen: «Die Hand des Herrn habe sie getroffen» und es erwahre sich dermalen die alte Sage, dass nach dem Kriege Hunger und Krankheit folgen.

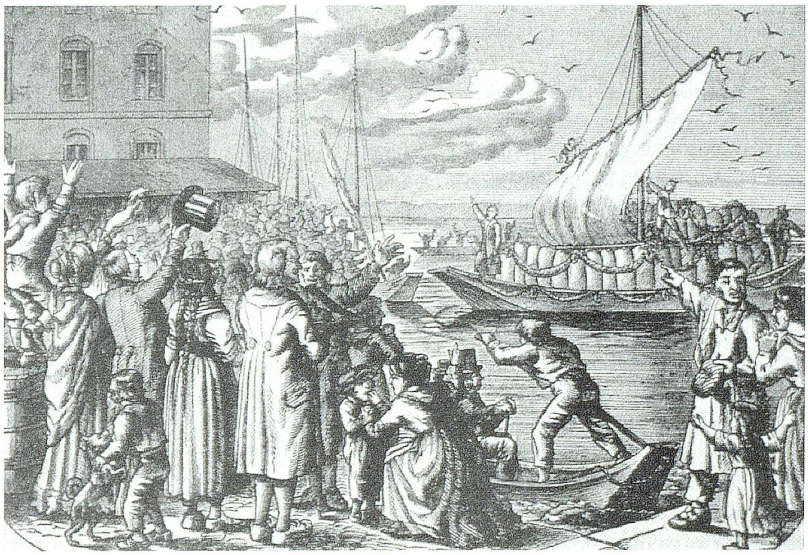
Aussergewöhnliche Polizeimassregeln wurden nach und nach hervorgerufen. Unsere wie andere Schweizerregierungen liessen Vorräte im entfernten Auslande einkaufen. Man rühmte unter diesen ganz vorzüglichen den aus dem russischen Odessa[127] herkommenden ägyptischen Weizen, wenige manche andere Lieferungen, während man selbst um die misslungenen froh sein musste. Auch darüber wurde noch vielseitig (...) unbillich gescholten, denn es zeigte sich am spätern Schlusse dieser Rechnung, dass der Kanton für das allgemeine Beste einen wirklichen

Verlust, so viel ich mich erinnere, von 60000 bis 70000 Gulden zu bestehen hatte. Nebst den fortlaufenden gewöhnlichen Unterstützungen wurde auf das Neujahr 1817 für die Gemeindearmen eine freiwillige Steuer gesammelt, die an Geld und Viktualien[128] drei bis vierthalb hundert [300 bis 450] Gulden zur amtlichen Verteilung unter dieselben einbrachte. Darüber hin wurden bald noch besondere gezwungene Armensteuern erforderlich, so wie zur Abwehrung zunehmenden fremden Andranges aus dem Toggenburg und dem Kanton Appenzell eine eigene besoldete Dorfwache, vom Dorfe bezahlt. Zwei mitunter fast zu strenge Landjäger reichten nicht mehr hin und wenn es auch zuweilen und öfters hart fiel, so musste man Ernst mit Ernst entweder abtreiben oder ganzen Kreuzzügen unterliegen.

In der herwärtigen Zellersmühle, dem äussersten Grenzposten gegen Ausserrhoden, kam es so weit, dass täglich 100–200 nach glaubwürdigen Berichten bis 300 Menschen den Besitzer in einen förmlichen Belagerungszustand versetzten, so dass er bei aller Gutherzigkeit, aber auch bei der Furcht vor möglichen daherigen Verfolgungen doch endlich gezwungen wurde, seine Zuflucht zum Amte zu nehmen. Im Einverständnis mit der Polizei in Herisau, die mir, wie bei andern Anlässen stets willige Hand geboten hatte, traf ich strengere Vorkehrungen und liess ergriffene ganze Truppen Leute dorthin abführen, was den Bedrängten wenigst einigermassen erleichterte.

Pferdefleisch[129] wurde nun häufig genossen und eigentliche Schweinkost in Menschennahrung umgewandelt. (...) Verdorbene Staubmehle, Kleien[130], Grüsch[131] – wovon ich mir von einzelnen Muster geben liess, wurden begierig aufgekauft und verzehrt. Unglückliche sammelten in den Schlachthäusern sonst gar nicht oder kaum benutztes Blut und auf den Hausmisten jeden weggeworfenen Knochen, um irgend etwelchen Nahrungsstoff herauszupressen. Von Bischofszell her wurden mir – Gossau ist unter solchen Umständen ein fataler Grenzposten – nebst andern ganze Gruppen Weiber, Männer, Kinder, Heimatlose, Schleifer[132], Löther[133], Korbmacher, Vogeltrager[134] und dergleichen[135] mit furchtbaren, drohenden Gesichtern zugeführt, um sie, was meistens der Fall war, wieder weiter entweder in das Toggenburg oder den Kanton Appenzell zu liefern, sobald sie kümmerlich gelabt waren. Diebstähle verbreiteten sich der Menge nach und jene wurden vielseitig glücklich gepriesen, welche längere Zeit in Haft, in Zucht- und Schellenwerkanstalten[136] gebracht wurden, weil für ihr Unterkommen gesorgt war.

Im ganzen Kanton entstand eine Hilfsgesellschaft nach der andern. Auch im hiesgen Bezirk traten tüchtige Männer zusammen, um sich mit Planen und Projekten zu schlagen. Ortsinteressen liessen nichts Gediegenes aufkommen. Zudem war unsere Situation, unsere Gewerbsbeschaffenheit nicht von der Art, dass wir auf irgendeine Weise wie etwan anderswo, Arbeit und Verdienst-Erwerb im Grossen einzurichten im Stande gewesen wären. Wir anerkannten das Nützliche dieser Gesell-



Freudig begrüsst die Bevölkerung die Ankunft des ersten Kornschiffes in Rorschach nach der Hungerkrise von 1816/17. Holzschnitt.

schaften wohl auch darin, dass vielleicht von verschiedenen Seiten her nicht noch grösseren Gassenlauf und Überdrang auf uns erfolgte und fanden endlich das Geheimnis alles Helfens darin, dass wir freiwillig, aber auch gezwungen unsere Armen unterstützten[137]. Das Elend blieb jedoch überall Elend.

Die Witterung der Monate März und April [1817] verkündete noch nichts Gutes für die künftige Ernte. Neue Furcht, die nur der freundlicher eingetretene Mai zu mildern vermochte. Der vielen durchreisenden Handwerksburschen wegen wirkte ich nicht ohne Erfolg auf die Austeilung eines Zehrpfennings, der aber bald wieder einging. Der Monat Juni [1817] gewährte bessere Hoffnungen, eine schöne Heuernte, aber noch keinen Abschlag, in Zürich bloss einen zufällig veranlassten schnell vorüber gehenden. In Rorschach[138] stieg der Sack Korn auf einhundert Gulden und hier der Zentner Erdapfel auf 10 [Gulden], der vierpfündige Laib Brot auf 24 bis 28 Batzen; das auf die Gemeinde obrigkeitlich berechnete Fruchtquantum war überall zu kurz und unterwegs, vermutlich der schlechten Wege halber, steckten auch noch unsere Zufuhren aus der Fremde. Regen und Schneeschmelzen machten den Bodensee aus seinen Ufern treten. In den Gassen des Flecken Rorschachs schwoll das Wasser zu bisher unbekannter Höhe. (...)

Eine herrliche Kornernte um die Mitte August [1817] setzte endlich die bisherigen Brotpreise in Sturzen wieder auf die Hälfte herab, doch zogen sie bis Mitte September [1817] nochmals an. Nun erschienen in Folge des ausgestandenen Mangels, vielleicht der einzelnen unvorsichtigen Übersättigungen, als sich wieder Gelegenheit darzu fand herrschende Krankheiten, Anschwellungen, Wassersuchten, Ruhr und dergleichen unter Kleinen und Erwachsenen. Schon in der Frühe des 6. Oktobers [1817] war unsere ganze Fläche bis tief ins Land hinab mit Schnee bedeckt, dessen Last noch nicht entlaubten Bäumen und stehenden Haber schädlich wurde. Das Brot schlug abermal auf und erst im November [1817] ergaben sich wieder einige bessere Kornmärkte. Als eine aus der Teuerung hervorgegangene Ortsmerkwürdigkeit mochte angesehen werden, dass auf den diesjährigen Klausmarkt[139] in Gossau auch nicht ein einziges Schwein geschlachtet wurde. Mit Ende des Jahr[e]s [1817] riss nun auch noch ein verheerendes Nervenfieber weit und breit in der Schweiz ein, das sich bis in den folgenden März und April [1818] hinaus erstreckte. Viele, und sonderbar genug, die kräftigsten Charaktere, blutjunge Männer unterlagen der Krankheit, während viele so genannte Schwächlinge wieder aufkamen. Gossau zählte viele Opfer und man war vielleicht nie als dermal so nahe, den Friedhof erweitern zu müssen. Es geschah aber nicht, obwohl man sich von daher sehr unheimliche Sachen zu erzählen wusste. So endete endlich unsere Hungersnot, von der ich mit Übergehung vieler anderer Züge, nur ein kleines Bild zeichnen wollte. (...)

Ich litt persönlich weniger darunter als seinerzeit ohne Teuerung in Freiburg und Wien, so weit das nun auf Nahrungssorgen Bezug hat. Mit doppelten und dreifachen Auslagen für meinen kleinen Haushalt, Frau und Magd, konnte ich mich leicht versöhnen. (...) Einige hundert Gulden auf den Bezirk verteilt, glichen den Heller in die Hölle geworfen[140]. Von dem russischen Rubelgeschenk[141] floss der beste Teil ins Toggenburg und nur wenige hunderte auf die hierwärtigen allerbedürftigsten Gemeinden. Unverkennbar gingen auch einzelne Individuen in den 12 Pfarreien des Bezirks Gossau an den Folgen des Hungers zu Grunde, was aber mit den Fabrikation treibenden Gegenden gar in keinem Vergleich kommen konnte. Offenbar hielt der Ackerbau treibende Landmann weit länger aus als der Fabrikant. Er war solider im ganzen, weniger verzärtelt (...) und hatte aus der Scheune und dem Stalle noch lange zu nagen als der leichtsinnige Weber und Baumwollenarbeiter, der des Bauern in guten Zeiten höhnisch lacht, schon saubern Tisch hatte. Daher war es auch wieder das lebendige Fabrikvolk, das nach überstandener erdrückender Gefahr zuerst wieder des Lebens sich freute. (...)

TOD DES VATERS UND DES DRITTEN KINDES

[Am] 15. März [1818] verlebte mein 73 Jahr alter Vater, eines der letzten Opfer des herrschenden Typhus, nach einem kurzen fünftägigen Krankenlager. Gott habe ihn selig. Bei all seiner natürlichen Heftigkeit ward der Mann nie in einen Streit verwickelt und wusste sich auch zur Zeit der hitzigsten Aufwühlerei im Lande, ohne Misshand-

lung zu erleiden, fort zu helfen. (...) Unter harten Bedrängnissen seines Lebens tat er für mich und meine Schwester väterlich, was ihm möglich war, so dass er bei strenger Häuslichkeit jeden von uns noch eine Erbschaft von eintausend Gulden hinterliess; er, dem so oft bange sein mochte, durch die heillosen Zeitumstände gewaltsam ruiniert zu werden. Sein kräftiger Glaube an die geheimen Wege der Vorsehung und sein Vertrauen auf ihren gütigen Schutz waren bis zu seinem letzten Hauche wohl begründet.

Am hohen Kranzfeste, den 3. Oktober [1819], abends gab mir mein liebes Weib das dritte Kind, Maria Johanna getauft, welche am 19. gleichen Monats ebenfalls wieder verlebte. Herr! Du hast sie gegeben und wieder zu dir genommen, Dein Name sei ewig gelobt! Vergelte Vater- und Mutterschmerz nach Deinen unbegreiflichen Anordnungen.

Am 11. August [1820] hellen Tags brannten in Oberdorf sechs Firste ab, zu Gulden 3700 versichert und am 21. Oktober darauf sieben Gebäude in Häggenschwil, nur für Gulden 2100 assekuriert. An beiden Orten scheint, wie mir zu oft, Fahrlässigkeit gewaltet zu haben!

TOD DER ZWILLINGE

Zu guter Letzt in dieser Beziehung beschenkte mich meine Frau vom 7. auf den 8. Mai dieses Jahr[e]s [1821] noch mit Zwillingen, Titus Antonius und Heinrich Stanislaus bei der Taufe genannt. Auch dieses Ereignis versetzte uns bald wieder in Trauer, indem beide noch vor Umfluss desselben Monats wieder verlebten. (...) Ich grüble den Ursachen nicht nach, warum keines meiner wohlgebauten Kinder fortlebte, meinte aber, dass das Nervensystem einer teilnehmenden Gattin an den Schicksalen ihres Mannes, dem sein Amt unbeschreibliche Sorgen, wilde Ausbrüche, Verleumdungen und Bedrohungen zugeführt hatte, auf eine heillose Weise untergraben werden konnte!? Von da an zerstob alle meine Hoffnung auf eigene Nachkommenschaft, wodurch ich gegen alle kleinern und grössern Zeit- und Welterscheinungen unendlich gleichgültiger gemacht wurde.

So viel möglich hielt ich immer noch meinen Beruf als eine sichere Zufluchtstätte bei einem allfälligen Rückzuge

FRANZ ANTON JUSTIN SCHILDKNECHT – AUS DER SICHT EINES ZEITGENOSSEN

Charakterisierung Schildknechts im «Verzeichniss der Verfassungsräthe des Kantons St.Gallen. Mit Anmerkungen herausgegeben, um den Wählern für die bevorstehende Wahl der Kantonsräthe die Bildung einer Kandidatenliste zu erleichtern.» Der Verfasser der 1831 anonym erschienenen Schrift war Johann Matthias Hungerbühler.

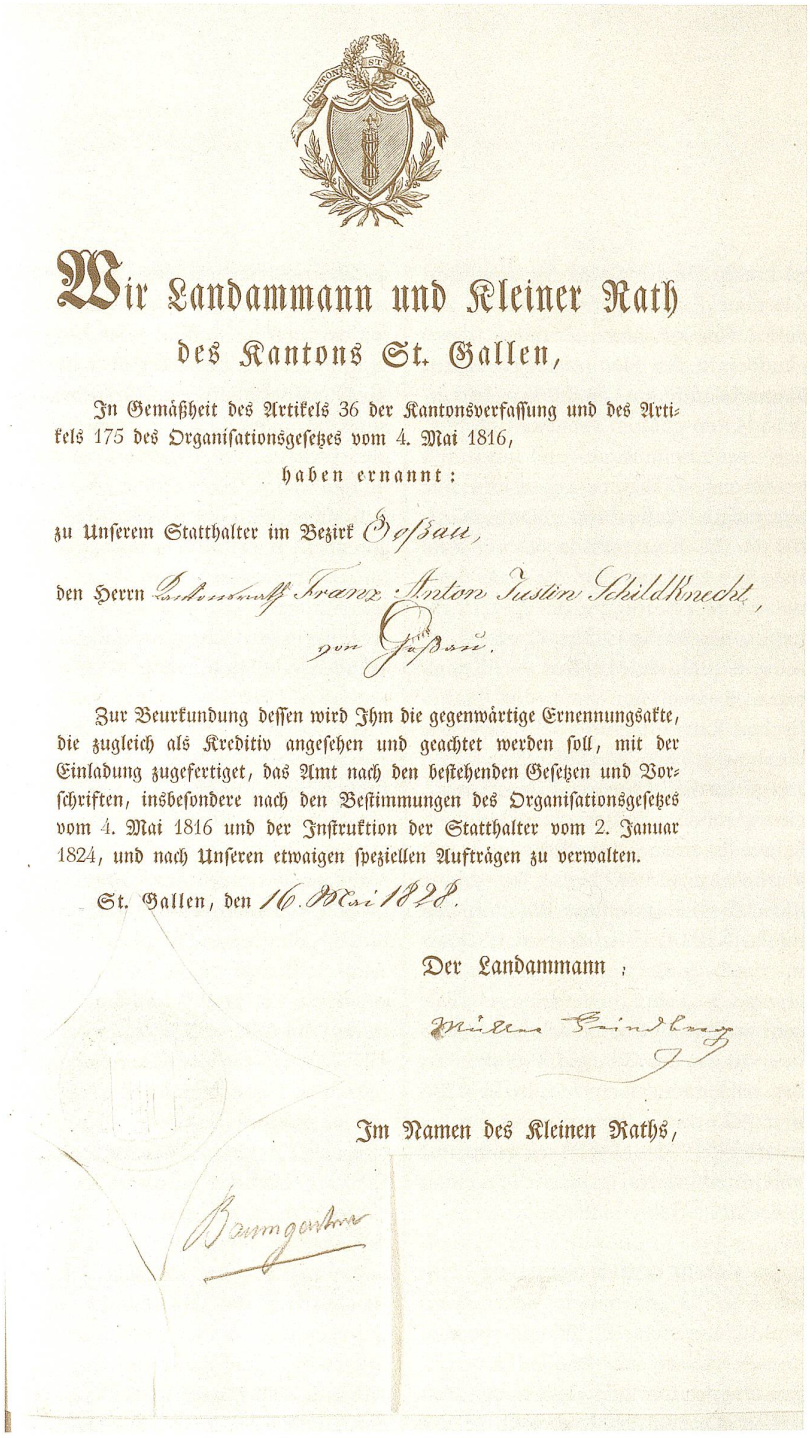
«Schildknecht, von Gossau. Verständig, witzig, durchgreifend, fast gewaltthätig, ziemlich gewandter Redner, rettete Hr. Verf. Rath. Sch. wenigstens in intellektueller Hinsicht die Ehre der Alten Landschaft. Nacheinander Friedensrichter, Statthalter, Grossrath, Appellationsrichter, hat er so bereits die ganze Stufenreihe der Amtshierarchie durchlaufen, und sich in einem Zeitraum von 20–30 Jahren eine solche Geschäftskenntnis erworben, dass er sich hierin vor den meisten Verf. Räthen vorteilhaft auszeichnete. Seiner Natur nach mehr Verstandes- als Gemüthsmensch, beleuchtete er, oft schalkhaft, Alles zuerst mit dem Lichte der leidigen Erfahrung, packte es dann an seiner praktischen Seite an, und liess sich selten durch schöne Reden von seinem Glauben an eine unpoetische Wirklichkeit abbringen. Wollte er z.B. den Punkt über die freie Niederlassung der Schweizer, nicht in die Verfassung aufgenommen, sondern dem Gesetze anheim gestellt wissen; malte er mit treffenden Farben das Nachtheilige der den Gemeinden überlassenen Pfarrwahl; widersetzte er sich zum Theil dem 7ten Art. der neuen Verfassung; stimmte er beharrlich für den 1sten und 2ten Art. der alten Verfassung u.s.w.: So wagen wir nicht zu entscheiden, in wie weit Engherzigkeit, Aristokratenthum und andere unreine Absichten, oder aber jener oben angedeutete Grundzug seines Charakters und Geistes daran Antheil hatten. Bemerkt will man übrigens haben, dass Hr. Sch. gegen die Liberalen weit frostiger wurde, seitdem diese unklugerweise den warmen Vertheidiger des Beda'schen Gnadenbriefes so unfreundlich ab- und zur Ruhe gewiesen.»

von den Ämtern, die mir stets lästiger wurden. Im Winter von 1823 auf 1824 bestand ich die erste bedenkliche Krankheit, einen furchtbaren Kopfschmerz, der mich während Dezember und Januar ganz geschäftsuntauglich machte, dann aber wieder eine glückliche Wendung genommen hatte. In die Jahre 1827 und 1828 fiel eine vorgenommene Hauptreparatur an meinem Hause mit [Gulden] 1097.09, nebst dem Blitzableiter mit [Gulden] 83.18, [total] Gulden 1180.27. Andere minder wichtige Bauten hier nicht berechnet.
Im Sommer 1830 wurden einige Stellen im Appellationsgericht ledig und der Grosse Rat hatte mich auf eine derselben berufen. Ich nahm dermal entschlossen an, ohne Rücksicht auf Gehaltsverminderung. Das Kollegium stand in einem allgemeinen guten und respektablen Rufe und das Statthalteramt mit seinen wenigen Exekutionswesen, Steuer- und Geldeintreibereien in den Gemeinden, hatte mich angeekelt.

DIE KANTONSVERFASSUNG VON 1831

Aber kurz darauf ertönte der Sturm der Julius-Revolution[142] von Paris her durch die ganze Schweiz und verkündete derselben wichtige politische Veränderungen. Die damalige Zeitung von Trogen von Dr. Mayer[143] war das weitaus kräftigste, aber auch das weitaus unverschämteste Organ, worin alle neuerungslustigen Amtssüchtler der Schweiz ihre Eier ablegten, um sie ausbrüten zu lassen. Es gelang, eine schutzlose Regierung nach der andern zu bezwingen. Uns gingen die Thurgauer voran. Ein reformierter Pfarrer daselbst, Bornhauser[144], hatte das Volk mündlich und schriftlich zu Gunsten der neuen Emporkömmlinge meisterhaft gegängelt. O dass auch wir recht viele solche Männer in unserm Kanton hätten!, sagte mir ein hiesiger lieber Freund. Sie blieben nicht aus, aber mein Freund fand sich schändlich – betrogen. Der Grosse Rat vom Kanton St.Gallen[145] hoffte noch immer, das Volk auf minder schwierigen Wegen zu befriedigen. Am 9. und 10. November [1830] ernannte er daher frei, aber aus allen Bezirken eine XIXer-Kommission, die mit Rücksicht auf laut und dringlich gewordene Volkswünsche die bisherige Verfassung revidieren sollte. Das war aber brennende Lunte auf Pulver gelegt. Nur einmal indes versammelte sich diese Kommission, von der ich ebenfalls Mitglied war, zu einer Vorbesprechung. Inzwischen rumorierte man überall lebhafter: «Einen vom Volke selbst gewählten Verfassungsrat wollen wir!» strömte es wie Feuerlärm Land auf und ab. Die wildesten Demokraten wurden für die vortrefflichsten Patrioten so lange gehalten und belobt, bis ihre stillen Gegner und Leiter des Ganzen festen Fuss gewonnen hatten und sie dann zer-

Der Verfassungsrat des Kantons St.Gallen 1831. Schildknecht gehörte ihm an. Hinter der Schranke befindet sich eine Bühne für 400 Zuschauer. Aquatinta von 1831, Kantonsbibliothek St.Gallen, Wäspe o 81.



Wir Landammann und Kleiner Rath
des Kantons St. Gallen,

In Gemäßheit des Artikels 36 der Kantonsverfassung und des Artikels 175 des Organisationsgesetzes vom 4. Mai 1816,

haben ernannt:

zu Unserem Statthalter im Bezirk Gossau,

den Herrn Landammann Franz Anton Justin Schildknecht,
von Gossau.

Zur Beurkundung dessen wird Ihm die gegenwärtige Ernennungsakte, die zugleich als Kreditiv angesehen und geachtet werden soll, mit der Einladung zugefertiget, das Amt nach den bestehenden Gesetzen und Vorschriften, insbesondere nach den Bestimmungen des Organisationsgesetzes vom 4. Mai 1816 und der Instruktion der Statthalter vom 2. Januar 1824, und nach Unseren etwaigen speziellen Aufträgen zu verwalten.

St. Gallen, den 16. Mai 1828.

Der Landammann:

Müller Friedberg

Im Namen des Kleinen Raths,

Baumgartner

Ernennungsurkunde zum Bezirksstatthalter von Gossau aus dem Jahre 1828. Die Ernennungsurkunde ist von Landammann Karl Müller-Friedberg unterzeichnet. Kantonsbibliothek St.Gallen, VNL 15.

schmetterten. Jetzt wurde die Aufregung von allen Seiten mit Kraft befördert und eine Sündflut von beschimpfenden Schriften deckte den Kanton.
Am 14. Dezember [1830] löste der Grosse Rat die XIXer-Kommission auf und beschloss am 17. [Dezember 1830] schon die Einführung des Verfassungsrates durch das Volk. Als damaliger Sekretär des Grossen Rats hatte ich diese proklamierten Acta mitzuunterzeichnen. Nun wurde ich auch zum Mitglied des Verfassungsrates gewählt und musste mir das gefallen lassen, so unfreundlich die Aussicht war. Derselbe trat schon am folgenden 7. Januar [1831] darauf zusammen. Das wunderlichste Gemisch von 149 Männern im beliebigen Kostüm! Gelehrte, Ungelehrte, Advokaten, Pfaffen, Ärzte, Krämer, Kaufleute, Professionisten, Bauern, Soldaten, alte und neue Gesichter, alles bunt durcheinander! Die Arbeit unter vielen Kämpfen und Streiten dauerte sieben volle Wochen. Das Volk bekam lange Weile und sah bald ein, dass seinen Erwartungen nicht entsprochen würde. Das Werk wurde im Allgemeinen sehr trocken aufgenommen. Angenommen wurde es nur, weil erstens durch einen jakobinischen Kniff eine grosse Anzahl abwesender Bürger, was man vorgesehen hatte, als Annehmende gezählt wurden, und dann zweitens die Ruhigen im Lande, sei es auch nicht ohne Sorge, lieber wieder einmal einen festern Anhaltpunkt wollten, als sich unter Kümmernissen mancher Art noch länger der Gärung und unsichern Zukunft zu überlassen. Die ganze Glorie besteht darin, dass von 32 973 Bürgern in den

Urversammlungen für die Annahme der Verfass[ung] stimmten 10004. Diesen wurden beigezählt die Abwesenden 11913. Verworfen wurde sie von 11056[146].

Rasch schritt man vorwärts zur Abhaltung der Bezirkslandsgemeinden und durch diese zur Wahl des neuen Grossen Rats. Auch mir ward in diesem eine Stelle zu Teil, die verfassungsmässig für eine Amtsdauer angenommen werden musste. Am 6. Mai [1831] erliess der alte Grosse Rat seine letzte Kundmachung, von mir ebenfalls noch als Sekretär unterzeichnet, in Bezug auf seine Amtsübergabe an die neugewählte oberste Kantonsbehörde. Der neue Grosse Rat aber proklamierte am 18. [Mai 1831] darauf und gab dem Volke seine Absicht für Ökonomie im Staatshaushalt dadurch zu erkennen, dass er die Salarien[147] des Kleinen Rates und des Obergerichts beschränkt und beschnitten habe. Ist richtig, was aber da erspart wurde und weit mehr ging bald wieder auf eine andere Weise darauf, so dass die Staatsausgaben in wenigen Jahren höh[e]re als jemals gestellt waren. Als eine Auszeichnung konnte und sollte ich es ansehen, dass mich der Grosse Rat für die Sommersitzung 1831 zum zweiten Sekretär erwählte. Ich fand aber auch diese Stelle, wenigstens für mich, sehr lästig.

Noch weit grössere Ehre erwies mir derselbe durch die Wahl zu seiner Präsidentenstelle. Entschlossen verdankte ich und lehnte den Polstersessel lebhaft von mir weg. Die kurzsichtigen Menschen mussten mich in der Tat für weit eitler gehalten haben als ich es wirklich war! Dagegen liess ich mich zu einem Sitze für eine Amtsdauer in das neue Kantonsgericht bereden aus dem vorzüglichen Grunde, desto ehender in der Heimatgemeinde mit Gemeindammann- und Verwaltungspräsidentenschaften verschont zu bleiben, was mir mühsam und nur durch erwiesene Volksgunst gegen eine mir abgeneigte Weiberbrut gelang. Noch fiel in die Amtsperiode des Grossen Rats von 1831 auf 1833 die neue Organisation zur Besorgung der Angelegenheiten des katholischen Konfessionsteils, wo ich als Mitglied der diesfalsigen Kommission und des katholischen Ratskollegiums sehr oft gegen die beweglichen Modehändler aufzutreten im Falle war, von denen mancher glauben mochte, ich suchte auch da wieder einen neuen Ruhepunkt mit vermehrtem Salär. Nein! ich schlug die auf mich gefallene Wahl in den neuen [Katholischen] Administrationsrat rundweg ab, weil ich nicht länger einerseits geehrt, anderseits gehudelt sein wollte. Ebenso tat ich bei den Erneuerungen des Grossen Rats von den Bezirksgemeinden im Frühjahr 1833 und 1835 und wälzte mit gleicher Beharrlichkeit das Bezirksammannamt von mir ab, womit man mich zu ehren gedachte.

KAMPF GEGEN RADIKALE

Wohl konnte ich eine liberale, nie aber die alles zerstörende Radikalluft ertragen und das um kein Geld in der Welt willen. Das im November [1834] erschienene Gesetz «Über die Rechte des Staats in kirchlichen Dingen» verursachte mir in der Folge manchen Seitenhieb, weil ich auf Seite der ca. 18000 Katholiken stand, die dasselbe verworfen hatten[148]. Gleichgültig und begreiflich, zum Teil mit Freuden, hatten es im Durchschnitt unsere Reformierten angenommen und schon dadurch manche unter ihrem Wirkenskreise stehende kleine katholische Gemeinde behindert, sich ihrerseits frei auszusprechen. Hier ordnete die Regierung wegen unvorgesehenen kleinen Formenfehlern wiederholt Gemeinden an, worüber man sich unter andern Umständen vielleicht unschwierig hinweggesetzt hätte, was die Leute nur erbitterte. Man wollte mich wohl gar beschuldigen durch meine Hintertreibung in der grossen Gemeinde Gossau die Verwerfung im Ganzen veranlasst zu haben. Das mag zuviel sein! Aber wahr ist, dass von hier versammelten ca. 600 stimmfähigen Bürgern nur zwei einzige, die Herren Ortspfarrer [Ulrich] Alois Schlumpf von Peterszell und Geschäftsmann [und] Wirt Jakob Künzle in der Mo[o]sburg allein angenommen, alle andern das Veto ausgesprochen hatten. Ich bekenne gerne, dass mich die so genannten Artikel[149] mit Hinsicht auf Österreich, Bayern und anderen katholischen Staaten weit weniger schreckten als der Modus ihrer Zustandebringung, ohne alle Achtung und Schonung, möchte ich sagen, für die Kirche und ihr Oberhaupt im rein aufregenden radikal-demokratischen Sturmsinne und dann die besorgliche Art und Weise, wie das Gesetz, wenn einmal angenommen, ausgelegt, ein- und durchgeführt werden sollte, von wem anders als von dem Katholizismus stets bitter gehässigen Protes-

tanten und angeblichen Katholiken geistlichen und weltlichen Stands, die der Gewissensruhe des armen Volkes spotten und höhnen, um nach ihrer materiellen Konvenienz eine pure Staats- und Vernunftsreligion ohne Glauben und Hierarchie zu begründen. Möge unser Volk ewig vor Aberglauben, aber auch vor jenen schrecklichen Indifferentismus bewahrt bleiben, (...) Nie und nimmer verzweifle ich am Vorwärtsschreiten, an vernunftmässiger Aufklärung, wenn man sie vernunftmässig sucht und pflegt. Jedes jähe Überschwenken führt Unheil mit sich. (...) Das fragliche Gesetz fiel also vor dem Volke. Darüber ärgerten sich die Bürger, ohne sich deshalb merklich stören zu lassen. Auf ihrer Seite war die Übergewalt, der Einfluss von aussen her und unter dem zahlreichen Klerus, wie zur Zeit der Reformation, eine vorherrschende Hinneigung zur Losgebundenheit. «Der Papst ist ein lahmer Kerl!» sagte ein «höher gestellter» so genannter katholischer Geistlicher öffentlich in einer grössern paritätischen Wirtsgesellschaft in Gegenwart zweier Amtsbrüder, die ihm freilich keinen Beifall nickten. Was mögen Laien und Protestanten gedacht haben? Liegt in dem rohen Ausdrucke auch nur die Bildung eines Sautreibers, so lange die europäischen Mächte dem Oberhaupte unserer Kirche noch ihre Ehrfurcht beweisen?!

RÜCKZUG VON DEN ÖFFENTLICHEN ÄMTERN

Kurz, ich überzeugte mich von Tag zu Tag mehr, dass die Zeit gekommen sei, mich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen, welcher Gewissensstimme meine Attention[150] fortan gewidmet blieb, um so lieber, als Recht und Mässigung überall mit Abschied bedroht wurden.

Die letzte Amtsdauer, die ich mir gesetzeskräftig noch aufzwingen lassen musste, war jenes in den Schulrat der Gemeinde von 1834 auf 1836, die ich dann ebenfalls mit Vergnügen niederlegte. Jetzt erübrigte einzig noch und auf kurze Zeit die Richterstelle. Aber auch diese musste mir (...) auf eine feierliche Weise versäuert und verbittert werden. (...)

Im Juni 1837 folgte nach ausgelaufener Amtsdauer die Integralerneuerung des Kantonsgerichtes durch den Grossen Rat. Am 8. [Juni 1837] ward ich nach 2 vorangegangenen Ablehnungen mit 81 Stimmen, darunter mussten wohl auch radikale sein, zum dritten Mitglied [des Kantonsgerichtes] erwählt. Das war mir auf die advokatische Kurtisanerei und Lümmelei hin eine willkommen und sehr beruhigende Satisfaktion. Die weitere, was mir noch mangelte, gab ich mir selbst, indem ich dem Grossen Rat schon am 10. [Juni 1837] schriftlich und sein Zutrauen verdankend, aber auch verständlich erwiderte: «Dass ich diese ehrenwerte Stelle in der Republik nicht weiter annehmen und die daher durch mich entstandene Lücke durch eine würdige Wahl auszufüllen bitte.»

Jetzt war ich endlich von allen Amtslasten entfesselt und freute mich dessen herzlich und aufrichtig, dass ich künftig nur nach meinem herkommlichen Berufe allein würde obliegen können. Allein, schon der nächste Spätherbst [1837] liess mich schwer empfinden, dass meine Gesundheit hart ergriffen wäre. Meine Kränklichkeit dauerte über den Winter hinaus, überschritt mit mir tabescirend[151] den Frühling, liess mich kraft- und freudenlos im Hausarreste sitzen und macht es heute noch – 6. Juli 1838 – sehr zweifelhaft, ob ich eine angeratene Kuranstalt werde besuchen und aushalten können oder nicht? – Gottes Wille geschehe! Jedenfalls bin ich auf meiner Pilgerschaft so weit vorgerückt, dass mich alles laut daran gemahnt, das Opfer meines Lebens bereit zu halten[152].

Anmerkungen

1 Der Nachlass von Franz Anton Justin Schildknecht liegt in der Kantonsbibliothek Vadiana St.Gallen. Signatur: VNL 15. Er umfasst folgende Materialien: Im Band mit dem Titel «Aufzeichnungen & Dokumente 1808–1837» finden sich vor allem Schriften aus seinen diversen behördlichen Tätigkeiten. Ein zweiter Band ist mit «Geschichte der Unruhen in der Alten Landschaft 1790–1798» betitelt und zählt insgesamt 283 vorne und hinten beschriebene Folioseiten. Zusätzlich eingebunden sind diverse zeitgenössische Druckschriften, die in Zusammenhang mit den Unruhen in der Alten Landschaft stehen. Teile beider Bände hat Paul Staerkle für seine «Geschichte von Gossau» ausgewertet. Weiter gehören zum Nachlass seine Autobiographie sowie eine dem Sanitätskollegium 1808 eingereichte Schrift mit dem Titel «Versuch einer Einleitung in eine an das Sanitäts-Collegium des Kantons St.Gallen abzulegende Prüffung».

2 Der erste Teil der Autobiografie wurde 1809 verfasst. Sein Vater, Landwirt, starb am 15. März 1818 im Alter von 73 Jahren.

3 Die Lebensdaten konnten nicht eruiert werden. Das Geburtsjahr dürfte um 1750 gewesen sein. Die Heirat mit Johannes Schildknecht erfolgte am 5. Februar 1776. Im Ehebuch der katholischen Pfarrei Gossau steht die Bemerkung «in 3. et 4. gradu consanguinitatis dispensati» (Das heisst, dass die Brautleute im 3. und 4. Grad miteinander verwandt waren.).

4 Nach dem Brand von 1644 ging die Wirtschaft, zugleich auch Gerichtshaus, in den Besitz von Jakob Schärtler über. Die Familie Schärtler wirtete bis 1848 in der «Sonne». Vgl. Josef Denkinger, 500 Jahre Fürstäbtische Taverne und Gasthaus zur «Sonne» Gossau 1466–1963, Gossau 1963, 7.

5 Verheiratet mit Johann Ulrich Landenberger von Heiligkreuz, Thurgau.

6 Vermutlich Anna Maria Müllibachin. Die Heirat erfolgte am 4. Februar 1782.

7 Im Zisterzienserkloster Wettingen lebte der Gossauer Pater Nivard Künzle. Vermutlich kam Schildknecht dank dessen Vermittlung nach Wettingen. Künzle war nämlich von 1787–1790 im Kloster Succentor, das heisst er leitete auf der linken Chorseite (Chorus Prioris) den Choralgesang und er übernahm auch in Abwesenheit des Kantors dessen Vertretung.

8 Pater Nivard (Jakob Andreas) Künzle stammt aus Gossau und war der Sohn des Joseph Künzle und der Maria Ackermann. Er wurde am 10.12.1750 geboren, legte die Profess am 17.10.1773 ab und wurde am 1.6.1776 zum Priester geweiht. Von 1787–1790 war er im Kloster Wettingen Succentor, 1789–1792 Praeceptor (Vorsteher der Klosterschule), 1795–1815 Pfarrer in Magdenau und seit 1811 gleichzeitig Beichtiger im Zisterzienserinnenkloster Magdenau, 1815–1818 Pfarrer in Wettingen und von 1818 bis zu seinem Tode am 31.4.1831 Beichtiger im Zisterzienserinnenkloster Frauenthal. Er war ein Bruder von Johannes Künzle, der in den Wirren zwischen Kloster und Alte Landschaft St.Gallen eine prominente Rolle spielte. Vgl. D. Willi, Album Wettingense oder Verzeichnis der Mitglieder des exemten und consistorialen Stiftes Wettingen-Mehrerau 1227–1891, Limburg a./L. 1892, 131

9 1 Gulden entsprach 15 Batzen bzw. 60 Kreuzern.

10 lateinisch: «nicht wollend wollend», das heisst: wohl oder übel

11 Vom Vermittler Napoleon Bonaparte und der von ihm nach Paris einberufenen Consulta ausgearbeitetes Grundgesetz, mit dessen Erlass (19.2.1803) der Erste Konsul den Verfassungskonflikt zwischen Unitariern und Föderalisten in der Helvetischen Republik beendete.

12 Die Klöster wurden im Mai 1798 mit einer Sperre aller Vermögenswerte belegt und am 17. September 1798 schritt man zur Verstaatlichung aller Vermögenswerte der Klöster. Der Klosterbesitz wurde veräussert.

13 Nachdem die französische Armee im Februar 1798 sich im revolutionären Waadtland festgesetzt hatte, eroberte sie am 2. März 1798 kampflos Solothurn und Freiburg und besiegte am 5. März 1798 die Berner bei Fraubrunnen und Grauholz. Im April 1798 wurden die Kantone Zürich, Aargau, Luzern und Zug eingenommen, am 1. Mai 1798 erfolgte der Einmarsch in Rapperswil. Nur die Innerschweiz leistete ernsthaft Widerstand, aber auch Schwyz und Nidwalden mussten der Übermacht weichen und die Verfassung annehmen.

14 Am 26.3. 1798 wurde Aarau zur Hauptstadt der Helvetischen Republik ernannt. Die gesetzgebende Versammlung und das Direktorium tagten hier bis zur Verlegung nach Luzern im September 1798.

15 Vermutlch ist damit die Bossierkunst, die Wachsmodellierkunst, gemeint.

16 Unschlitt oder Talg wurde aus Schlachtabfällen hergestellt. Zum Ausschmelzen des Talges wurden die Schlachtabfälle zerkleinert und mit Wasser, bisweilen mit Zusatz von Schwefelsäure, auf freiem Feuer ausgekocht. Unschlitt oder Talg diente je nach Qualität vor allem zur Produktion von Kerzen oder Seife.

17 Die damalige Zeit unterschied noch zwischen Handwerkschirurgen und gelehrten Ärzten. Während sich der letztere vor allem als Mehrer und Verwalter der medizinischen Wissenschaft verstand, war der erstere, der eine handwerkliche Lehre durchlief, zuständig u. a. für Zahnextraktionen, einfache Wundversorgungen, Amputationen, Geburtshilfe, die Behandlung von Knochenbrüchen, Aderlass. Oft übten sie gleichzeitig auch den Barbierberuf aus.

18 Es handelt sich um den in Gossau tätigen Wundarzt und Chirurgen Jacob Bossart (+ 1815). Bossart war auch Adjunkt des Bezirksarztes Dr.med. Joseph Anton Falk (1774–1837) und zuständig für den Kreis Gossau Vgl. P. Ehrenzeller, St.Gallische Jahrbücher 1835-1841, 588; R. Flammer, Oberberger Blätter 2006/2007, 19 und 21.

19 Gemeint ist der Zweite Koalitionskrieg (1799–1802): Gegner waren einerseits Grossbritannien, Österreich, Russland, das Osmanische Reich, Portugal, Neapel und der Kirchenstaat, andererseits Frankreich. Preussen blieb in diesem Konflikt neutral.

20 Die Besatzungskosten liessen die Begeisterung für die Helvetische Republik schnell schwinden.

21 Der Zweite Koalitionskrieg der europäischen Mächte gegen Frankreich trug das Kriegsgeschehen auch in die Ostschweiz. Die Franzosen, die im Herbst 1798 an die Rheinlinie vorrückten, wurden anfangs Mai 1799 von der österreichischen Armee zurückgedrängt.

22 Das Ausheben von Soldaten und das Eintreiben von Kriegssteuern bewirkten noch mehr Unmut gegen die Helvetische Regierung.

23 Anfangs Mai 1799 besetzte die österreichische Armee die Ostschweiz.

24 Der Freiheitsbaum sollte den revolutionären Geist in der Bevölkerung verbreiten.

25 Gemeint ist Feldmarschall Karl, Erzherzog von Österreich (1771–1847). Am 2. November 1798 übernahm er den Oberbefehl über die k.k. Hauptarmee in Süddeutschland. Am 4. Juni 1799 gelang es ihm, das französische Heer unter Masséna bei Zürich zu besiegen; am 6. Juni 1799 wurde Zürich besetzt.

26 Fürstabt Pankraz Vorster, der aktiv mit den Mächten der zweiten Fürstenkoalition zusammenarbeitete, bezog nach der Besetzung der Ostschweiz durch die österreichische Armee im Mai 1799 seine alte Residenz.

27 Am 25. und 26. September 1799 wurde das russisch-österreichische Heer in der Zweiten Schlacht von Zürich vernichtend von Masséna geschlagen. Nach Niederlagen in den Alpen kehrte auch der russische Feldmarschall Suworow mit dem Rest des russischen Heeres nach Russland zurück.

28 hier: militärischer Rückzug

29 Im Verlauf des Zweiten Koalitionskriegs griff eine englische Flottille auf dem Bodensee unter dem Kommando des Barons von Williams Städte am Schweizer Ufer an.

30 Staatsbeamter, der für den Salzverkauf zuständig ist.

31 Es handelt sich um den 25. Juli [1800].

32 Das Fuhrwesen spielte für Gossau eine nicht unbedeutende Rolle. Gossau lag an der Handelsstrasse, die von Osten nach Westen führte.

33 Hinweis auf den Anbau und die Verarbeitung von Flachs in Gossau. Flachs bildete den grundlegende Rohstoff für die Herstellung von Garn und Leinwand. Die Verarbeitung gehörte noch um 1800 auf dem Lande zu den selbstverständlichsten Tätigkeiten der bäuerlichen Familienhaushalte. Die Leinwand wurde vermutlich für den Eigengebrauch produziert.

34 Einen akademisch geschulten Arzt scheint es im Dorf Gossau um 1800 noch nicht gegeben zu haben. Vgl. Jahresbericht über die Verwaltung des Medizinalwesens und über die öffentliche Gesundheitspflege des Kantons St.Gallen im Jahre 1884, St.Gallen 1885, 100f; Oberberger Blätter 2006/2007, 21.

35 Der Chirurgus war kein offizielles Klosteramt. Vgl. D. Willi, Album Wettingense, 1892.
36 24. Juni
37 Anstellung
38 Es handelt sich um die Luzerner Scharfrichter-, Wasenmeister- und Ärztefamilie Mengis.
39 Leider bringt Schildknecht in der Folge keine genauen Informationen zu den besuchten Vorlesungen und den Namen der Professoren. Während der lokalen Bevölkerung und den Verwandten eine praktische Ausbildung als genügend erschien, absolvierte Schildknecht eine akademische Zusatzausbildung.
40 Bis 1805 war Freiburg eine österreichische Stadt. Auf Befehl Napoleons wurden sie und der Breisgau badisch.
41 Gemeint ist die Landschaft Baar, die zwischen dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alb liegt.
42 Stadt im Westen des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg. Bis 1803 Freie Reichsstadt, ab 1803 dem Land Baden zugeteilt, das 1806 zum Grossherzogtum erhoben wurde.
43 Seit 1697 gehörte Strassburg zu Frankreich. Stadt und Land blieben deutschsprachig und kulturell deutsch geprägt.
44 Gemeint ist die Schifffahrt auf der Donau. Die Schiffe waren so genannte Ulmer Schachteln oder Wiener Zillen. Es sind Einweg-Boote, die seit dem Mittelalter auf der Donau der Waren- und Personenbeförderung dienten. Die Boote waren einfach konstruiert, konnten bis zu 30 Meter lang sein und wurden mit Stangen und Ruderblättern flussabwärts gelenkt. Um die wertvollere Ladung oder die Passagiere zu schützen gab es auf dem Deck eine Art Hausaufbau. Am Ziel wurden die Schiffe demontiert und als Nutzholz verkauft.
45 Vereinbarung
46 Günzburg liegt bei Ulm. 1301 kam die Stadt an das Haus Habsburg, welche die Stadt zum Hauptort der Markgrafschaft Burgau und zeitweise für ganz Vorderösterreich ausbaute. 1805 wurde die Stadt bayrisch.
47 Bis 1806 gab es das Heilige Römische Reich Deutscher Nation; Wien war die Hauptstadt.
48 einen Vertrag abschliessen
49 Die verwandtschaftlichen Beziehungen zur Wiler Familie Sailer sind nicht ganz klar. Bei der Trauung Schildknechts mit Maria Barbara Gemperli war eine Theresia Sailer Trauzeugin.
50 Vermutlich Elisabetha Eigenmann. Die Heirat fand allerdings bereits am 9. Februar 1806 statt.
51 Kaiser war zur Zeit des Aufenthaltes von Schildknecht Franz I. von Österreich (1768–1835). Von 1792–1806 war er der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.
52 «Alles Silber musste» – so schreibt Schildknecht in einer Randbemerkung – «gegen eine Abgabe vor Amt gestempelt werden.»
53 Gemeint ist die Wiener Hofburg, die damalige kaiserliche Residenz.
54 Maria Theresia von Neapel-Sizilien (1772–1807). Sie war die zweite Frau von Kaiser Franz I. von Österreich. Er heiratete in dritter Ehe am 6.1.1808 seine Cousine Prinzessin Maria Ludovika Beatrix von Modena.
55 Die Taubstummenanstalt war 1779 durch Kaiser Joseph II. in Wien gegründet worden.
56 Gemeint ist die Akademie der bildenden Künste in Wien, die sich 1786 im von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Kloster St.Anna niederliess. Die Wiener Akademie wurde zu einer der grössten Kunstschulen Europas.
57 Es handelt sich um die naturwissenschaftliche Sammlung, hervorgegangen aus dem Naturalienkabinett Kaiser Franz I., das 1765 von seiner Gattin Maria Theresia öffentlich zugänglich gemacht wurde.
58 Die Gründung geht auf Kaiser Joseph II. zurück. Mit der 1785 eröffneten Akademie, die auch als Josephinum bekannt wurde, wollte Joseph II. den damals nur handwerklich ausgebildeten Feldchirurgen eine akademische Ausbildung zukommen lassen. Um den Studenten einen möglichst plastischen anatomischen Unterricht zu bieten, liess er eine grosse Sammlung anatomischer und geburtshilflicher Wachspräparate herstellen. Die Wachspräparate waren schon anfangs des 19. Jahrhunderts ein grosser Publikumsmagnet.
59 Gemeint ist die aus Schildplatt, Elfenbein und Golddraht gefertigte Violine, die Kaiserin Maria Theresia am 6. März 1749 für die Schatzkammer kaufte. Heute liegt sie im Kunsthistorischen Museum Wien.
60 Der osmanische Grosswesir Kara Mustafa Pascha (1635/36–1683) hatte den Feldzug gegen Österreich und die Zweite Türkenbelagerung von Wien geleitet. Weil er scheiterte, wurde er später in Belgrad auf Anordnung des Sultans geköpft. Nach der Eroberung Belgrads durch die Habsburger kam der Schädel nach Wien und wurde hier als «Trophäe» ausgestellt. 2005 wurde der Schädel bestattet.
61 Wahrzeichen der Gerichtsbarkeit, vor allem des Blutbanns.
62 Wie in anderen Städten dienten die Kirchtürme, hier der St.Stephanskirchtum, als Beobachtungsstandpunkt für die Turmwächter. Für Brandfälle gab es genaue Vorschriften.
63 1766 gab Kaiser Joseph II. den Prater, seit 1560 ein Jagdrevier des Kaisers, zur allgemeinen Benutzung frei. Er bewilligte auch die Ansiedlung von Kaffeesiedern und Wirten und legte so den Grundstein zur Entstehung des Vergnügungsparks. Der Prater ist heute noch ein beliebtes Ausflugs- und Erholungsgebiet der Wiener.
64 Ein Louisdor entspricht etwa 10-11 Gulden.
65 Ein rund 52 ha grosser, öffentlicher Park mit der ältesten barocken Gartenanlage Wiens. Er wurde 1775 von Kaiser Joseph II. der Allgemeinheit zugänglich gemacht.
66 Die Brigittenau liegt auf einer Insel zwischen dem Donaukanal und der Donau.
67 Parkanlage beim Palais Liechtenstein. Schildknecht traf auf eine barocke Gartenanlage.
68 Der Palais Schwarzenberg, dessen Fertigstellung 1728 erfolgt war, zählt zu den bedeutendsten Gartenpalais Wiens. Das Sommerpalais mit seinem prächtigen Garten befindet sich in direktem Anschluss an das Schloss Belvedere.
69 Das Schloss Belvedere wurde für Prinz Eugen von Savoyen gebaut. Das «Obere» und das «Untere Belvedere» bilden mit der verbindenden Gartenanlage ein barockes Ensemble. Seit 1780 ist die Anlage der Öffentlichkeit zugänglich.
70 Das Anfang des 18. Jh. errichtete Schloss wurde der Sommersitz von Kaiserin Maria Theresia.
71 Der 1752 von den Habsburgern gegründete Tiergarten im Park des Schlosses Schönbrunn ist der älteste noch bestehende Zoo der Welt. Die Menagerie war allerdings bis zum Tode Maria Theresias (1780) im Wesentlichen der kaiserlichen Familie vorbehalten. Um 1800 war der Tiergarten bereits täglich zu besuchen; die exotischen Tiere wurden zu Publikumsmagneten und lockten Besucher aus Wien und viele ausländische Gäste an.
72 Das Schloss liegt ca. 15 km südlich von Wien. Neben Schloss Schönbrunn, das in der Nähe liegt, war diese eindrucksvolle Schlossanlage der wichtigste Sommersitz der Habsburger. Auf dem grossen Schlosspark steht eine Vielzahl von Lustbauten. Das bekannteste Gebäude ist sicherlich die Franzensburg, erbaut von 1799 bis 1801, ausgebaut und fertig gestellt bis 1835. Es handelt sich um eine Nachbildung einer mittelalterlichen Ritterburg auf einer künstlichen Insel mitten im Schlossteich gelegen.
73 Sie liegt ca. 20 km südlich von Wien.
74 Hier: freie Zeit
75 Es handelt sich um Braunau am Inn. Seit 1779 war die Stadt im Besitz der Habsburger, 1810–1816 wieder bei Bayern und ab 1816 erneut bei Österreich.
76 hier: Zoll
77 ausgestatteten
78 Es handelt sich um den Fluchtversuch des französischen Königs Ludwig XVI. und seiner Familie aus dem revolutionären Frankreich in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli 1791. Seine Flucht endete in Varennes, nachdem er vom Postmeister Drouet erkannt worden war.
79 Joséphine de Beauharnais. Die Heirat mit Napoleon erfolgte am 9. März 1796.
80 Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz (1776–1810) war die Gemahlin von König Friedrich Wilhelm III. von Preussen. Sie wurde zum Symbol für den Wiederaufstieg Preussens.
81 Die st.gallische Regierung übertrug dem 1803 geschaffenen Sanitätskollegium die medizinische Patentierung; dieses nahm neu die Zulassungsprüfungen ab.
82 Eine Abschrift seiner Rechenschaft liegt in der Kantonsbibliothek Vadiana St.Gallen; sie trägt den Titel «Versuch einer Einleitung in eine an das Sanitäts-Collegium des Kantons St.Gallen abzulegende ärztliche Prüffung. Von Ant. Schildknecht, Gossau im Monat März 1808. Copirt von Hrn Gallusser d.Z. Caplan in Gossau».
83 Schildknecht erhielt sein Patent am 23. Juni 1808. Vor ihm hatten bereits zehn andere Ärzte das Patent

von der kantonalen Sanitätsbehörde erhalten. Vgl. Jahresbericht über die Verwaltung des Medizinalwesens und über die öffentliche Gesundheitspflege des Kantons St.Gallen im Jahre 1884, St.Gallen 1885, 101. Auf S. 101–102 findet sich zudem eine Liste von Ärzten, «welche bei Gründung des Kantons praktizirten» und auf den Seiten 101–110 eine Liste der zwischen 1804 und 1884 patentierten Ärzte. Die Listen wurden von Dr. med. Winterhalter zusammengestellt.

84 des Langen und Breiten

85 Friedensrichter und Vollziehungsbeamter des Distriktes Gossau. Schildknecht trat die Nachfolge von Johann Baptist Keller an.

86 Tochter des Johannes Gemperli und der Maria Katharina Isenring. Sie wurde am 3. September 1791 in Flawil geboren.

87 Brand vom 1. Januar 1812. Vgl. Herisau. Geschichte der Gemeinde Herisau, Herisau 1999, 102.

88 Vgl. Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer Bote, 13. Februar 1812, Nr. 7, 50

89 Der Distrikt Gossau war in vier Kreise unterteilt: zum ersten gehörten die Gemeinden Gossau und Andwil, zum zweiten Wil, Zuzwil und Bronschhofen, zum dritten Waldkirch mit Bernhardzell und zum vierten Niederhelfenschwil, Ober- und Niederbüren.

90 Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg (1771–1820). Seit 1813 hatte er im Auftrag des Fürsten Metternich den Oberbefehl über die verbündeten Streitkräfte gegen Napoleon inne. Er befehligte die Hauptarmee in der Leipziger Völkerschlacht 1813 und zog als Feldmarschall 1814 siegreich in Paris ein.

91 «Der Erzähler» 1813, Nr. 53, 263-264 veröffentlichte diesen am 21. Dezember 1813 erlassenen Aufruf des Fürsten an die Bewohner der Schweiz: «(...) Ich seze [sic!] mit voller Zuversicht voraus, dass unser Eintritt in die Schweiz, unter denen, welche das wahre Interesse des Landes zu erkennen und zu beherzigen wissen, unter allen Freunden der alten Unabhängigkeit, des alten Ruhms und Wohlstandes, der alten von aller Welt geachteten und geehrten Föderativ-Verfassung der Schweiz, die aufrichtigste Freude verbreiten wird. Von dieser, gewiss sehr zahlreichen Klasse verständiger und ächter Patrioten, denen es von selbst einleuchtet, wie tief der grosse Gegenstand des jetzigen Krieges, die Wiederherstellung eines gerechten und weisen politischen Systems für das gesamte europäische Gemeinwesen, in die künftigen Schiksale der Schweiz und in ihre wichtigsten National-Angelegenheiten eingreife, glaube ich mich vollkommen berechtiget, überall die freundschaftliche Theilnahme, und jede Art von Beystand und Hülfsleistung zu erwarten. (...)»

92 Beide waren ehemalige Untertanengebiete Berns.

93 Fürstabt Pankraz Vorster

94 Dezember

95 1807 wurde im Kanton St.Gallen die Brandassekuranz gegründet. Da die Versicherung für alle Gebäudebesitzer obligatorisch erklärt wurde, stiess sie anfänglich vor allem auf dem Lande auf Widerstand. Vgl. 200 Jahre Gebäudeversicherung – immer wieder zeitgemäss. Hrsg. von der Gebäudeversicherungsanstalt des Kantons St.Gallen, St.Gallen 2007.

96 Zu den Unruhen von 1814 und den Folgen sind aus der Feder Schildknechts diverse Dokumente erhalten, so etwa «Eine Erinnerung an das Spätjahr 1814», diverse Briefe (u.a. von Karl Müller-Friedberg), Kopien von Verhörprotokollen, ein «Verzeichnis derjenigen aus dem Bezirke Gossau, welche laut Beschluss der Kantonal-Kommission vom 24. October. 1816 an dem durch revolutionaire Umtriebe im Jahr 1814 verursachten Unkosten beyzutragen haben», Vermögensverzeichnisse etc. Vgl. den Band «Aufzeichnungen & Korrespondenzen, 1808–1837» im NL Schildknecht.

97 Laut Taufbauch der Katholischen Pfarrei Gossau ist der Geburtstag der 9. Februar 1814.

98 Gemeint sind Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden.

99 Anspielung auf die Kantone Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Freiburg, Basel und Schaffhausen.

100 Vgl. Anmerkung 91

101 Zu den Ereignissen von 1814 und 1815 im Kanton St.Gallen vgl. Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 5, 64–66.

102 73 Grossräte stimmten der Verlängerung der regierungsrätlichen Amtszeit, einer Übervertretung der Hauptstadt in der Legislative, einem hohen Zensus und der Rückkehr zum vorrevolutionären konfessionellen Paritätsprinzip zu. Der Grosse Rat bestand fortan aus 66 Protestanten und 84 Katholiken; jeder Konfessionsteil sollte die kirchlichen und schulischen Angelegenheiten selbständig regeln. Vgl. Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 5, 64–65

103 Vgl. auch P. Staerkle, Geschichte von Gossau, 299–301.

104 In 14 von 44 Kreisen verweigerten die berechtigten Männer die Wahlgeschäfte, weil sie die territoriale und politische Ordnung ablehnten. Als gar das Gerücht aufkam, dass Rheintaler Bauern gegen die Stadt St.Gallen zögen, floh die Mehrheit der Regierung in den Thurgau.

105 Vgl. Johannes von Müller, Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. Drittes Buch; die beyden ersten Capitel., Leipzig 1788, 350.

106 Fürstabt Beda Angehrn einigte sich mit den Aufständischen auf den «Gütlichen Vertrag», den er am 23. November 1795 unterschrieb. Darin machte er den Untertanen weit gehende Zugeständnisse. Sein Nachfolger, Pankraz Vorster, anerkannte nach längerem Widerstreben den Vertrag 1797 an. Vgl. Oberberger Blätter 1994/1995.

107 Die Tagsatzung beschloss auf Ansuchen der sanktgallischen Gesandtschaft, zwei eidgenössische Repräsentanten in den Kanton St.Gallen zu senden. Ihre Aufgabe war die Herstellung der gesetzlichen Ordnung, des Gehorsams in den Bezirken Uznach und Gaster sowie die Handhabung des von der Tagsatzung beschlossenen Status quo.

108 Es handelt sich um Landammann Jakob Zellweger (1770–1821) von Trogen, Gesandter des Kantons Appenzell AR.

109 Hans Konrad Escher (1767–1823). Bekannt ist er noch heute für sein monumentales Lebenswerk, die Korrektion der Linth. Von 1807–1822 war er für die geschäftliche und technische Leitung der Linthkommission verantwortlich. Die Tagsatzung verlieh ihm 1823 postum den erblichen Ehrentitel «von der Linth» und bezeichnete den Molliserkanal als Escherkanal.

110 Da es den eidgenössischen Repräsentanten nicht gelang, die Ruhe wiederherzustellen, überschritten Zürcher und Thurgauer Truppen die Kantonsgrenzen. Der Bezirk Sargans wurde gar für längere Zeit besetzt.

111 Das Volk begrüsste anfänglich die eidgenössischen Repräsentanten als unparteiische Richter und gutgesinnte Vermittler. Die von ihnen am 27. September 1814 erlassene «Proklamation an die sanktgallischen Kantonsbürger», in der sie sich für die Einführung der neuen Verfassung aussprachen, enttäuschte jedoch die Mehrheit der Bevölkerung.

112 Johannes Künzle (1749–1820). Er war 1793–1798 Führer der revolutionären Untertanenbewegung in der Alten Landschaft. 1795 leitete er die Landsgemeinde von Gossau, auf welcher Fürstabt Beda Angehrn der so genannte Gütliche Vertrag abgerungen wurde. 1798 stieg er zum Landammann der kurzlebigen Republik Fürstenland auf. 1800 war er für kurze Zeit helvetischer Senator, ab 1803 kantonaler Postbote in Gossau. 1808–1813 war er Mitglied des Grossen Rates des Kantons St.Gallen.

113 Der Kanton St.Gallen musste die alten eidgenössischen Stände für verlorene Rechte mit 100000 Gulden entschädigen; dem Fürstabt von St.Gallen musste eine jährliche Pension von 6000 Reichsgulden gezahlt werden.

114 Das Intermezzo der Hundert Tage endete mit der Niederlage Napoleons bei Waterloo. Napoleon wurde auf die Insel St.Helena verbannt, wo er 1821 starb.

115 Die Ernennung zum Katholischen Administrationsrat und zum Mitglied des Katholischen Kollegiums erfolgte am 23. April 1815.

116 Obwohl von der Tagsatzung eine allgemeine Amnestie verlangt wurde, hielt sich die St.Galler Regierung nicht daran. Die Unruhestifter wurden entsprechend der Vermögen zur Bezahlung der Besetzungskosten verurteilt.

117 Urteil. In den Unterlagen von Schildknecht liegen detaillierte Verzeichnisse mit Namen und Höhe der Abgaben der einzelnen. Vgl. A. Schildknecht, Aufzeichnungen & Korrespondenzen, 1808–1837, 191–204.

118 Vgl. dazu die detaillierten Studien von L. Specker: Die grosse Heimsuchung. Das Hungerjahr 1816/1817 in der Ostschweiz, St.Gallen 1993 und 1995 (=133. und 135.Neujahrsblatt, hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St.Gallen).

119 Jeweils der erste Sonntag im September.

120 Heinrich Müller-Friedberg (1758–1843), Bruder von Karl Müller-Friedberg. 1776 Profess in der

Benediktinerabtei St.Gallen, hier 1782 Priester. Nach der Säkularisation der Abtei 1805 wurde er Pfarrer von Gossau, 1829 geistlicher Rat und 1830 Dompropst des Doppelbistums Chur-St.Gallen. Nach dessen Aufhebung 1833 zog er sich 1834 in den Ruhestand nach Gossau zurück.

121 hier: Ernten

122 Der Gallustag wird jeweils am 16. Oktober gefeiert.

123 hier: unreifen

124 Vermutlich 90–100 kg. Vgl. Schweizerisches Idiotikon, Bd. III, 1075.

125 Februar

126 Privatmann

127 Wichtige (heute: ukrainische) Hafenstadt am Schwarzen Meer.

128 Lebensmittel

129 Aus unklaren Gründen war den Christen der Genuss von Pferdefleisch von Papst Gregor III. im Jahre 732 verboten worden. Einige Experten erklären das Verbot damit, dass es sich vor allem gegen die Kultpraktiken der heidnischen Germanen richtete, deren Christianisierung damals gerade im Gange war. Andere sind der Ansicht, es habe einen Engpass an Streitrössern gegeben und der Papst wollte verhindern, dass das wertvolle Pferd im Kochtopf landete. Das Verbot wurde erst im 19. Jh. aufgehoben.

130 Die Kleie ist ein Nachprodukt beim Mahlen des Getreides. Es sind die Schalen der Getreidekörner, meist vom Weizen. Kleie diente vorwiegend als Futtermittel.

131 Ebenfalls eine Art Kleie.

132 Scherenschleifer

133 Kesselflicker

134 hausierende Singvogelhändler

135 Alle genannten Berufsleute betrachtete man als vagabundierendes Gesindel.

136 Die gefesselten und mit Schellen (daher der Begriff Schellenwerkanstalten) versehenen Verurteilten mussten ihrer Arbeitspflicht unter Aufsicht nachkommen.

137 Für Gossau regte auch Pfarrer Heinrich Müller-Friedberg einen Hilfsverein an. Er gewann Statthalter Schildknecht und andere Männer. Unter Leitung des Pfarramtes wurde ein Hilfsverein in der Gemeinde und im Bezirk gegründet und eine Kollekte für die Armen durchgeführt. Die offizielle Gründung erfolgte am 27. Januar 1817 in der «Sonne» in Gossau. Vgl. P. Staerkle, Geschichte von Gossau, 183.

138 Rorschach war bis Mitte des 19. Jahrhunderts Umschlagplatz der Getreidelieferungen aus Schwaben und der wichtigste Kornmarkt auf der Schweizer Seite des Bodensees. Das Kornhaus, der 1746–1748 errichtete Kornspeicher, ist heute noch das Wahrzeichen Rorschachs.

139 Jahrmarkt jeweils am Montag nach St.Andreas (30. November); er wurde wegen seiner zeitlichen Nähe zum St.Niklaus-Fest der «Kläusler» genannt.

140 Im Nachlass Schildknechts sind diverse Dokumente und Rechenschaftsberichte über die Unterstützung der Armen im Bezirke erhalten. Die Empfänger sind jeweils namentlich aufgeführt. Vgl. Schildknecht, Aufzeichnungen & Korrespondenzen 1808–1837.

141 Der russische Zar spendete im April 1817 100 000 Rubel für die Hilfsbedürftigen in der Ostschweiz. Vgl. L. Specker, Die grosse Heimsuchung. Das Hungerjahr 1816/1817 in der Ostschweiz, 1995, 26.

142 Die Julirevolution von 1830 hatte den endgültigen Sturz der Bourbonen in Frankreich und die erneute Machtergreifung des Bürgertums zur Folge. Ursache der Revolution war die reaktionäre Politik des französischen Königs Karl X. Als er versuchte, die Vorherrschaft des Adels wiederherzustellen und das Parlament aufzuheben, erhoben sich im Juli 1830 in Paris Handwerker, Arbeiter und Studenten.

143 Gemeint ist die 1828 vom Trogner Arzt Johannes Meyer gegründete Tageszeitung («Die Appenzeller Zeitung»). Sie kämpfte gegen Zensur und für demokratische Erneuerung und wurde insbesondere in den 1830er-Jahren Forum und Meinungsblatt aller auf Erneuerung bedachten Kräfte des schweizerischen Liberalismus. Neben anderen benutzte Gallus Jakob Baumgartner die Zeitung zur Verbreitung seiner politischen Vorstellungen.

144 Pfarrer Thomas Bornhauser (1799–1856) löste nach der französischen Julirevolution mit seiner Schrift «Über die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung» eine Volksbewegung aus, die auch auf andere Kantone übergriff. Er forderte Öffentlichkeit, Gewaltentrennung, direkte Wahlen, Handels- und Gewerbefreiheit sowie das Petitionsrecht.

145 Vgl. Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 5, 66–68 und 185–202.

146 Die offiziellen Zahlen der Abstimmung vom 23. März 1831 lauten: 11 097 Verwerfende, 9253 Zustimmende, denen die 12 630 an den Volksversammlungen fehlenden Stimmberechtigten hinzugerechnet wurden. Das ergab eine deutliche Mehrheit von 21 883 Stimmen für die Annahme der neuen Verfassung. Vgl. Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 5, 197.

147 Löhne

148 Vgl. dazu: Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 5, 198f. und P. Staerkle, Geschichte von Gossau, 302–303.

149 Anspielung auf die so genannten Badener Artikel. Vom 20. bis 27. Januar 1834 tagten Gesandte aus den Kantonen Bern, Luzern, St.Gallen, Solothurn, Basel-Landschaft, Aargau und Thurgau in Baden. Die Konferenz ersuchte den Hl. Stuhl, die Diözese Basel zur Erzdiözese zu erheben. Die übrigen 14 Beschlüsse, entstanden unter dem Einfluss des liberalen Klerus und vor dem Hintergrund des wachsenden Radikalismus, strebten eine grössere Unabhängigkeit der Bischöfe vom Papst an, staatlichen Einfluss oder gar staatliche Kontrolle über kirchliche Angelegenheiten, Priesterseminare und Orden, die Besteuerung der Klöster, eine Zulassung konfessionell gemischter Ehen und eine Beschränkung der arbeitsfreien Festtage. Die päpstliche Enzyklika vom 17. Mai 1835 verurteilte die Badener Artikel. Zur Anwendung gelangten die Artikel einzig in den Kantonen Luzern, St.Gallen, Thurgau, Aargau, Basel-Landschaft und Zürich. Die Artikel riefen vor allem in den katholischen Gebieten vehemente Kritik hervor.

150 Aufmerksamkeit

151 vermutlich: auszehrend; Tabes oder Tabeszenz: medizinischer (veralteter) Ausdruck für Auszehrung, Schwindsucht.

152 Schildknecht starb am 14.Oktober 1838 in Gossau an – wie es im Totenbuch heisst – «Auszehrung von rheumatischen Fieber».